

**Zugänge.** Volkskundliche Archiv-Forschung zu den Deutschen im und aus dem östlichen Europa. Hrsg. von Hans-Werner Rette Rath. (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, Bd. 16.) Waxmann. Münster – New York 2015. 241 S., Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-8309-3376-2. (€29,90.)

Mit dem „Zurücktreten der Erlebnisgeneration“ (S. 7), die noch selbst vom Alltagsleben deutschsprachiger Bevölkerungen im östlichen Europa, aber auch von deren Flucht- und Vertreibungserfahrung und ihrem Ankommen und Einleben in den beiden deutschen Nachkriegsstaaten berichten konnte, verlegt sich die Beschäftigung der Volkskunde mit der Kultur der „Deutschen im und aus dem östlichen Europa“ zunehmend auf archivalisch überlieferte Quellen und Zeugnisse. Der Plural „Zugänge“ im Titel des vorliegenden Bandes, der die Ergebnisse der Jahrestagung des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) in Freiburg 2013 vereint, verweist darauf, dass diese notwendigerweise in interdisziplinären und internationalen Verbänden und mit pluralen Methoden für gegenwärtige Forschungsfragen erschlossen werden müssen.

Bezüglich der volkskundlichen Archivforschung allgemein verweist der Beitrag Siegfried Beckers auf die Zwiespältigkeit des Untersuchungsfeldes „Archiv“ für die Disziplin. So finden sich auch die im Band präsentierten und ausgewerteten Quellen in signifikant unterschiedlichen Beständen: einerseits in aus institutionell-bürokratischer Praxis entstandenen Archiven, die vornehmlich das wissenschaftliche Arbeitsumfeld von Historikern bilden, und andererseits in „volkskundlichen Archiven“, die erst aus der wissenschaftlichen Sammel- und Forschungspraxis von Volkskundlern selbst entstanden sind und für die manchmal der Begriff „Sammlungsbestand“ verwandt wird. Die prestigeträchtigere Bezeichnung „Archiv“ sollte letzteren Beständen jedoch keinesfalls abgesprochen werden, zielt ihre Einrichtung doch auf die möglichst umfassende Bewahrung der volkskundlich gefassten Lebens- und Alltagspraxis, des Erfahrungswissens und der Weltdeutung der untersuchten Bevölkerungen, sodass sie neben den kanonischen Gegenständen der Volkskunde zahlreiche lebensgeschichtliche, autobiografische Quellen bieten. Die politischen Rahmenbedingungen der Entstehung, Zielsetzungen und Zuschnitte dieser Sammlungen verweisen jedoch zwingend, und dies macht Becker deutlich, auf zwei wissenschaftliche Anforderungen, die jedweder Archivforschung gut zu Gesichte stehen: Kontextualisierung und Reflexion.

Die Kontextualisierung und methodologische Fundierung der eigenen historischen Forschung in polnischen Archiven führt Mirosław Sikora anhand seiner Erforschung der nationalsozialistischen Kolonisation im Kreis Saybusch/OS vor. Dies ist leider der einzige Beitrag, der im östlichen Europa befindliche Archivquellen nutzt. Inwieweit der gegenseitigen Kontextualisierung selbstgeschaffener volkskundlicher Interviewquellen und amtlicher Archivquellen Grenzen gesetzt sind, wird im Forschungsbericht von Sönke Friedrich und Ursula Schlude zu ihrem Projekt über „Vertriebene als Neubauern in Sachsen“ ersichtlich. Dass amtliche Archivbestände mehr bieten können als die verschriftlichte „Eigenlogik administrativen Handelns“ (S. 74), zeigt der quellenkundliche Beitrag Kurt Hochstuhls über die „Migrationsunterlagen“ des Staatsarchivs Freiburg, besonders anhand der hierin liegenden Fotosammlung des Freiburger Bilderdienstunternehmens Willy Praghers. Über die „volkstümliche“ Archivpraxis in Heimatstuben und Heimatsammlungen von Vertriebenen referiert hingegen Wolfgang Kessler.

Eine wichtige methodisch-theoretische Kritik bezüglich der problematischen Verwendung von Nationsbezeichnungen in der historischen Beschäftigung mit Südosteuropa liefert Michael Portmann. Dabei plädiert er als Zeithistoriker für besondere Quellennähe und die strikte Verwendung der dort benutzten Gruppenbezeichnungen, zugleich für eine konsequente historiografische Entnationalisierung politischer, sozialer oder ökonomischer Konflikte. Wie schwierig es in der wissenschaftlichen Alltagspraxis ist, solche Grobzeichnungen zu substituieren, zeigen der Untertitel des Bandes wie auch der Name des gastgebenden Instituts.

Für die Arbeit in volkskundlichen Archiven ist demgegenüber eher eine gewisse Distanz ratsam, die, wie bereits in Beckers Beitrag deutlich wurde, Reflexionen über die in die

Archive als Sammlungserzeugnisse eingeschriebenen Wissensordnungen erlaubt. So stellen diese Archive den Nutzer vor die doppelte Herausforderung, sie als Quellen meist lebensgeschichtlich artikulierter historischer Prozesse wie auch als Erzeugnisse historischer und auf Grund der engen politischen Verflechtungen des Fachs und seiner Akteure unbedingt kritikwürdiger Kontexte, Perspektiven und Positionen zu analysieren. Erst in der Reflexion über die ihnen zu Grunde liegende Sammelpraxis selbst werden die hier eingelagerten Wissensbestände auch für heute formulierte Fragestellungen bezüglich der Alltagskultur und der historischen Erfahrungen der deutschsprachigen Bevölkerungen „im und aus dem Osten“ zugänglich.

Beispielhaft wird dies im Band vornehmlich anhand von im IVDE (bzw. in anderen Instituten in Deutschland) liegenden Nachlässen und Sammlungen vorgeführt. So geht Wiebke Jarecki die Rekonstruktion der Arbeitsweise des Erzählsammlers Alfred Cammans anhand seines in Rotenburg (Wümme) liegenden Nachlasses an, Susanne Clauß arbeitet gegenwärtige Forschungsmöglichkeiten anhand des Materials über die „Dobrudschadeutschen“ heraus und Hans-Werner Retterath legt beispielhaft die Biografie und den Nachlass des „Volkstumsarbeiters“ Emil Maenner dar.

Dass die teils umfangreichen volkskundlichen Sammlungen trotzdem nicht nur kritische Reflexion, sondern eben auch fleißige und genaue Revision und Durcharbeitung verdienen und belohnen, zeigt der wertvolle Beitrag Michael Prosser-Schells. So weist er darauf hin, dass bereits in den Befunden der Flüchtlingsforschung der Nachkriegsvolkskunde die kulturellen Schwierigkeiten des Ankommens und Einlebens explizit gemacht wurden (S. 163). Ihr bedeutender Anteil an der Geschichte der Bundesrepublik sicherte ihnen so einen festen Platz in der Fachgeschichte der (post-)volkskundlichen Migrationsforschung. Zudem aber zeigt die erneute Durchsicht des Nachlasses Johannes Künzigs, des Namensgebers des IVDE<sup>1</sup>, dass dieser zwar weniger umfangreich ist als bisher angenommen, dafür aber neben den Erträgen der teils in Kriegszeiten und in Umsiedlungslagern entstandenen Forschung Künzigs einen schon zahlenmäßig bedeutenden und bisher unterschätzten Anteil an Materialien der in der Zwischenkriegszeit von Budapest aus betriebenen universitär-germanistischen Forschung zu den deutschsprachigen Bevölkerungen Ungarns beinhaltet. Diese Erhebungen Jenö (Eugen) Bonomis und Anna Loschdorfers sind durchaus einer lokalen, von deutsch- und mehrsprachigen Forscherinnen und Forschern betriebenen Volkskunde zuzuordnen, die der Transkulturalität des Forschungsfeldes sensibler gegenüberstanden als die von Deutschland aus betriebene ethnisch-exklusive Sprachinselforschung.

Von einem Tagungsband eine Handbuchfunktion oder eine umfassende Programmatik für ein so weitgestecktes und facettenreiches Forschungsfeld zu erwarten, wäre übertrieben. Zu unterschiedlich sind auch in diesem Band die Qualität und auch der Anspruch der einzelnen Beiträge, denen man zum Teil die Vortragsform noch deutlich anmerkt. Auch in der Gesamtschau ließe sich noch manches finden, was sich als Lücke oder Inkonsequenz bemängeln ließe. Dem stehen jedoch durchaus wertvolle methodische und methodologische Anregungen, ein angemessenes theoretisches Problembewusstsein sowie zahlreiche und vielgestaltige inhaltliche Erträge über den mit „Deutsche in und aus Osteuropa“ notwendig grob umrissenen Gegenstand gegenüber, die selbigen als weiterhin spannendes, herausforderndes und produktives Forschungsfeld kennzeichnen.

Rottenburg a. N.

Christian Marchetti

<sup>1</sup> Zu Künzigs Forschungs- und Wissenschaftsstrategie vor allem in der Nachkriegszeit siehe auch ELISABETH FENDL: Zur Etablierung eines Forschungsfeldes. Johannes Künzig und die ostdeutsche Volkskunde, in: REINHARD JOHLER, HEINKE KALINKE u. a. (Hrsg.): Volkskundlich-ethnologische Perspektiven auf das östliche Europa. Rückblicke – Programme – Vorausblicke, Oldenburg 2015, S. 45-65.

**Milena Bartlová: Unsere „nationale“ Kunst.** Studien zur Geschichte der Kunstgeschichte. Hrsg. von Jiří Fajt und Markus Hörsch. (Kompass Ostmitteleuropa, Bd. 1.) Jan Thorbecke Verlag. Ostfildern 2016. 181 S., Ill. ISBN 978-3-7995-1087-5 (€25,-)

In dieser Aufsatzsammlung, die aus einzelnen Konferenzvorträgen hervorgegangen ist, zeichnet die Mediävistin Milena Bartlová, deren Forschungsinteressen auch Fragen der nationalen Identität im Raum der ehemaligen Tschechoslowakei umfassen, die Historiografie tschechischer „nationaler“ Kunst nach – ein Thema, das im Hinblick auf die wachsende Renationalisierung des zentraleuropäischen Raums von großer Relevanz ist und in diesem Kontext auch die Kunstgeschichtsschreibung zur Verantwortung zieht. B. geht davon aus, dass sich die tschechische Gesellschaft heute nicht mehr für die „Themen Nation und nationale Zugehörigkeit interessiert“ (S. 14), und sieht dies als ein „Symptom für rituelle Tabuisierung und kollektive Unterdrückung“ (S. 15) der Komplexität tschechischer Geschichte, besonders in Relation zu den Minoritäten auf dem Territorium der früheren Tschechoslowakei. In der Betonung alteingesessener Differenzen zwischen dem tschechischen und insbesondere dem deutschen Nationalverständnis empfiehlt B. neue Ansätze der Kunstgeschichtsschreibung, die nicht länger auf den Ideen einer dominierenden nationalen Geschichte aufbauen.

Ein Teil des Buches widmet sich der problematischen Zuordnung kunsthistorischer Objekte, wofür der Znaimer Altar (ca. 1440-1445) als Beispiel dient. Im Laufe des frühen 20. Jh. wurden dem Altar, der durch eine Kombination aus einerseits innovativer Reliefskulptur und andererseits „konservativer oder sogar veralteter“ (S. 53) Malerei hervorsticht, verschiedene stilistisch-nationale Eigenschaften zugeordnet, wobei insbesondere die Interpretation Karl Oettingers in den 1930er Jahren anhand der Gestaltpsychologie eine formalistische, deutsche „rassische“ Zugehörigkeit feststellen wollte. Obwohl diese Auslegungseindeutigkeit nationalsozialistisch geprägt war, wurde Oettingers Grundthese, so stellt B. fest, als Basis für weitere Analysen weitergeführt. Diese unkritische Adaption rassistisch-nationalistischer Untersuchungen formt eine der Grundproblematiken für B.'s These: Rückständige Interpretationen sind nach wie vor im Umlauf, zwar ihrer prekären ideologischen Hüllen entkleidet, aber dennoch als historische Fakten akzeptiert.

Quasi als Kehrseite benennt die Autorin das Ausklammern der deutschen Geschichtsschreibung in der Tschechoslowakei bereits ab den 1920er Jahren – ein Ansatz, der, wie B. feststellt, bis heute der dominanteste ist. Um dem etwas entgegen zu setzen, widmet B. ein Kapitel dem deutschsprachigen Prager Kunsthistoriker Josef Opitz, der, wie sie betont, völlig in Vergessenheit geraten ist – einerseits, weil er Deutscher war und nach 1945 das Land verlassen musste, andererseits aufgrund seiner als peripher wahrgenommenen Methodologie, die stark von Jacob Burckhardt und Karel Chytil geprägt war. Das Beiseitelassen nationalzentrierter deutscher Geschichtsschreibung und das Festhalten an der Methodologie der Wiener Schule, die sich durch eine vergleichende Stilanalyse positivistischer Prägung auszeichnete, schufen, laut B., ein einheitliches System tschechischer nationaler Kunsthistoriografie, das bis heute wenig Raum für alternative Ansätze lasse.

Zur Lösung national-ethischer Probleme der Kunstgeschichte, die sie so sorgfältig skizziert, schlägt B. einen „Verzicht auf Vorstellungen von einer essentiellen Stabilität und Kontinuität des ethnischen oder nationalen Prinzips“ vor (S. 130): Sie betont die Notwendigkeit, historische Interpretationen neu zu konstruieren, anstatt auf gegebenen Zuordnungen aufzubauen. Zum Teil könnte dies mit Ansätzen wie der Methodik David Summers' gelingen, die einen einheitlichen Fokus auf Kunstobjekte „vom Paläolithikum bis zur Gegenwart in jeder beliebigen Weltkultur“ empfiehlt (S. 131).<sup>1</sup> Wie die Autorin eingesteht, ist dies ein komplexes, aber eben auch notwendiges Unterfangen, da „die gesellschaftliche

<sup>1</sup> DAVID SUMMERS: *Real Spaces. World Art History and the Rise of Western Modernism*, London 2003.

und politische Situation in Europa im frühen 21. Jahrhundert nicht viele andere Alternativen bietet“ (S. 132).

Insgesamt bietet B. anhand der angeführten Beispiele aus der Mediävistik eine detailierte Studie zur tschechischen Kunstgeschichtsschreibung als eine vom nationalen Denken beeinflusste Tradition. Obwohl sie potenzielle Lösungen für neue Ansätze in der Kunstgeschichte nur skizziert und sich der Großteil des Buches mit der Problematik der historischen Geschichtsschreibung beschäftigt, stellt sie dennoch Fragen, die als Leitmotiv dienen können. Daher wäre es auch wichtig, außerhalb der Mediävistik problematische Beispiele aufzuführen, welche die Wichtigkeit dieses Unterfangens betonen. Bezugnehmend auf das Ziel der Vf., Diskussionen über Nationalverständnis im öffentlichen Raum anzuregen, wie sie in ihrer Einleitung betont, muss das Thema noch breiter untersucht werden. Dennoch liefert B.'s kritische Analyse der nationalen Kunsthistoriografie Argumente für neue Ansätze in der Kunstgeschichte, die das Potenzial in sich bergen, die oft engen national-ethnischen Grenzen des zentraleuropäischen Raumes zu überschreiten, und die sicherlich nicht allein für den tschechischen Kontext und die Mediävistik von Bedeutung sind.

London

Julia Secklehner

**Thomas M. Bohn: Der Vampir.** Ein europäischer Mythos. Böhlau Verlag. Köln u. a. 2016. 368 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-412-50180-8. (€24,99.)

Der Vampir als Medienstar ist allen geläufig – viele werden ihn und Graf Dracula in Transsilvanien allerdings für eine Roman- oder Filmfigur aus einem Phantasieland halten. Der nicht nur bis Bram Stoker zurückreichenden Vorgeschichte und seiner auch mitteleuropäisch zu verortenden Geschichte und Mythenbildung hat sich der Gießener Osteuropahistoriker Thomas M. Bohn zugewandt. Er ist auch Mithrsg. des dreibändigen *Corpus Draculianum*, einer Dokumentation zu Vlad Țepeș Drăculea. Die im Erscheinen befindliche kritische Edition<sup>1</sup> macht die breite Überlieferung von Briefen, Urkunden und Erzählungen zugänglich.

B.s Vampirbuch hat dagegen eine aufklärerische Mission, als professioneller Historiker kämpft er gegen Mythenbildung: Sogenannte „Vampire“ gibt es nämlich gerade im rumänischen Karpatenbogen „hinter den Wäldern“ gelegenen Transsilvanien nicht, dort heißen sie „strigoi“ oder „moroi“. Er identifiziert einen sogenannten „Vampirgürtel“ (S. 10), der entlang der östlichen Grenze Mitteleuropas verlaufe. In diesen Regionen finden sich die Vorstellungen von unverwesten Leichnamen, Untoten, Wiedergängern und „Nachzehrern“ (Tote, die ihr Leichentuch verzehren). Bei den jeweiligen Bezeichnungen ist besondere Sorgfalt angesagt, denn die zeitgenössischen Schreibvarianten sind auch Belege für regionale Eigenarten. Die – wie der Autor etwas kryptisch formuliert – „auch inhaltlich besondere Rolle“ (S. 15) der Orts- und Personenregister ist nicht ganz konsequent durchgeführt: Gerade in den sich sprachlich überlappenden Grenzgebieten von Schlesien, Mähren und Oberungarn gibt es doch noch mehr Doppelungen, etwa die sowohl in Böhmen als auch in Schlesien zu findende Ortschaft Lewin (S. 54), als das Register aufführt. Es ist aber ein Verdienst des Bandes, die sprachlichen Varianten des Vampirglaubens auch grafisch darzustellen: Die Vorsatzkarte „Militärgrenze und Vampirschauplätze in Ostmitteleuropa und Südosteuropa“ führt die gängigen Bezeichnungen für „Blutsauger“ und „Alpdruck“ an. Etwas weniger gelungen, weil zu grob, ist die Nachsatzkarte, die versucht, beim „Nachzehrerglauben und [den] Vampirvorstellungen in Mitteleuropa“ das „Nachholen vom Grabe aus“ und „Nachholen durch direktes Aussaugen“ zu unterscheiden.

<sup>1</sup> *Corpus Draculianum. Dokumente und Chroniken zum walachischen Fürsten Vlad der Pfähler 1448-1650. Bd. 3: Die Überlieferung aus dem Osmanischen Reich. Postbyzantinische und osmanische Autoren, bearb. von ADRIAN GHEORGHE und ALBERT WEBER, Wiesbaden 2013.*

Die Kernthese des Vf. lautet, dass der Vampirismus als „imperiale Kategorie“ dazu diene, die Überlegenheit des Westens über die barbarischen Zustände des Ostens zu demonstrieren. Dadurch ist auch die im Titel postulierte europäische Mythisierung des Vampirs gerechtfertigt, weil es einerseits um die tatsächlich auftretenden Fälle von Bekämpfung der schadenstiftenden Untoten geht und andererseits um deren Rezeption im restlichen Europa. Das Thema der Bedrohung der zivilisierten Welt durch primitive Kräfte aus der Peripherie gewann im Zuge des erstarkenden Nationalismus symbolischen Charakter, die Eindämmung diente der Wiederherstellung der inneren Ordnung und zur Zementierung des territorialen Status quo. Bram Stokers *Dracula*-Roman habe sich deshalb – bewusst oder unbewusst – gegen eine Balkanisierung und Russifizierung Südosteuropas gerichtet (S. 25). Gleichzeitig sei der unsterbliche Blutsauger mit der Gothic Novel des 19. Jh. vom Dorfmonster zum dekadenten Dandy mutiert.

Die Aufklärung hatte bereits Vorarbeit geleistet, die Verspottung des Aberglaubens und des Irrationalen war üblich unter der gelehrten Elite, der „Aberglauben“ wurde zum Kampfbegriff (S. 124). In der habsburgischen Zentrale Wien versuchte man, das Vorgehen gegen vermeintliche Vampire in den Außenbezirken des Vielvölkerstaats offiziell einzudämmen: 1755 sandte Kaiserin Maria Theresia ihren Leibarzt Gerard van Swieten nach Mähren, um die Vampirfälle zu untersuchen. Aufgrund seines Berichts verbot Maria Theresia die dort üblichen drastischen Abwehrmaßnahmen wie Pfählen und Verbrennen, die rechtlich als Grabschändung galten. Unter der osmanischen Obrigkeit hingegen, das ist bemerkenswert, griff der Vampirismus von den Christen auf die Muslime über, und die Obrigkeit zeigte im Interesse des sozialen Friedens mehr Toleranz: Sie duldete bei ihren christlichen Untertanen Grabschändungen zur Abwehr von „Wiedergängern“ (S. 97). Das transnationale Phänomen des Vampirs – so schließt B. sein Buch ab – sei ein Produkt der Phantasie und der Angst, seine Vernichtung habe dem „Dampfablassen“ (S. 296) gedient. Die Sündenbockfunktion gehört zu den interessantesten Fragestellungen der zu besprechenden Arbeit, über die man gerne mehr erfahren hätte. Eine Vertiefung mit Regionalstudien gehört allerdings gar nicht zum Ansatz von B.s verdienstvoller und kenntnisreicher Zusammenschau, ebenso wenig wie die doch auffälligen Parallelen zu anderen, z. B. im Zusammenhang mit Blut stehenden, magischen Praktiken oder die Hexenverfolgung, die an die eben nicht blutsaugende, schadenstiftende Wiedergängerei anknüpft. Die Vernichtung der Vampire hatte gegenüber der Hexenverfolgung allerdings den entscheidenden Vorteil, dass sie nicht epidemisch werden konnte, denn Tote konnten das „Schneeballsystem“ gegenseitiger Beschuldigungen nicht in Gang setzen.

B.s breite und fleißig zusammengetragene Darstellung reicht von den Sagen des mittelalterlichen Island über das frühneuzeitliche Schlesien und Polen bis hin zum neuzeitlichen Balkanraum. Er unterscheidet konkrete Vampirfälle von Vampirmotiven in Sagen und Märchen sprachlich durch die Verwendung von Präteritum und Präsens in seinen Paraphrasen der Quellen (S. 14). Das ist ein löbliches Unterfangen, lässt einen aber bei vielen Passagen an der Zuordnung zweifeln (etwa S. 227, 244). Die Kommentare fallen außerdem weniger analytisch als wertend aus, so etwa wenn von einer „amüsanten Vampirgeschichte“ mit „bizarrer Vampirbekämpfung“ gesprochen wird (S. 193). Jedes neue Thema wie etwa die „Aufklärung“ oder jede neue behandelte Region wie „Siebenbürgen“ wird mit einem einführenden Abschnitt bedacht. Die Lesbarkeit der umfangreichen schriftlichen Quellen erhöht er durch lange referierende Passagen, die optisch abgesetzt werden. Der Preis dafür ist allerdings der teils nicht ganz klare Quellenbezug (etwa S. 142). Da es kein eigenes Quellenverzeichnis gibt und das Register nicht vollständig ist – so fehlt etwa der breit besprochene Flückinger-Bericht von 1732 – lässt sich die Darstellung bisweilen nicht leicht nachvollziehen. Die kleine Quellenauswahl der Vampirtraktate (S. 128 f.) kommt etwas unvermittelt daher und hätte gerne auch über ein Register nachgewiesen werden können. Die fast als zufällig erscheinende Positionierung der Abbildungen wie bei Nr. 6 auf S. 99, die sich auf den ebenfalls nicht im Register nachgewiesenen Christian Reiter erst auf S. 118 bezieht, spricht insgesamt nicht für ein gründliches Lektorat. Schade ist außer-

dem, dass die zwanzig beigefügten Abbildungen eher dokumentarischen Wert haben (z. B. S. 203), was bei einer für ein breiteres Publikum angelegten Veröffentlichung verwundert.

Der Autor hat ein wichtiges und gesamteuropäisches Thema in die Hand genommen, bei dem es gleichwohl besonders auf lokaler Ebene künftig noch einige Lücken zu schließen gilt.

St. Gallen

Karen Lambrecht

**The Palgrave Handbook of Slavic Languages, Identities and Borders.** Hrsg. von Tomasz Kamusella, Motoki Nomachi und Catherine Gibson. Palgrave Macmillan. Basingstoke, Hampshire – New York 2016. XXI, 561 S., Ill., Kt. ISBN 978-1-137-34838-8. (\$ 210,-)

Vorliegender Band stellt nicht slawische Standardsprachen, sondern Varietäten mit unterschiedlichem Status (zumeist „Mikroliteratursprachen“) dar. Das Vorwort will „the dominant nationalist view that the division of Central and East Europe into nation-states is primordial“ (S. 3) angreifen unter Hinweis auf „language mixing, language shift, creoles and pidgins“ (S. 4). Die Termini suggerieren Sprachkontakt und Typisierung resultierender Varietäten, aber gezeigt werden soll, wie „languages are made and used for defining and dividing human groups“ (S. 6). Exklusion lingualer Varietäten lässt sich auch verstehen aus dem Bedürfnis nach Selbstintegration arbeitsteiliger Kollektive, die einer generationsübergreifenden Bildungssprache bedürfen. Ohne kulturelle Logik transportiert Empathie mit Minderheiten jenes Kriterium, das Mehrheiten als Nationalismus unterstellt wird – sich qua Sprache ethnisch zu definieren. Einige Beiträge des Bandes zeigen, dass sich Ethnien auch ohne gemeinsame Sprache identifizieren.

Während die Hrsg. regional unterteilen, werden die 24 Beiträge besser anhand der Sprachkontaktsituationen referiert (unter Beibehaltung der Ordnungsnummer des Buches):

I. Der Norm-Varianz-Problematik von Standardsprachen sind sechs Beiträge gewidmet: Ukrainisch (Andrii Danylenko, 4), Slowakisch (Alexander Maxwell, 10), Ungarisch (István Fried, 11), Kroatisch (Anita Peti-Stantić und Keith Langston, 14), Bulgarisch (Irina Sedakova, 18) und Makedonisch (Jouko Lindstedt, 20).

II. Mit der Insellage von Standardsprachen beschäftigen sich drei Beiträge: Polnisch in Lettgallen (Catherine Gibson, 3), Slowenisch in Österreich, Ungarn und Italien (Andrej Bekeš, 13), Bosnisch in Serbien und Montenegro (Robert D. Greenberg, 15).

III. Drei Beiträge behandeln explizit Kontaktphänomene zwischen Standardsprachen, nämlich Übergangsdialekte zwischen Tschechisch-Slowakisch (Mira Nábělková, 7), Russisch-Chinesisches Pidgin (Dieter Stern, 23) oder Arealeffekte des Balkansprachbundes (Brian D. Joseph, 12).

IV. Die neun Beiträge zu Varietäten ohne Staatsgebiet gelten in unterschiedlichem Maße normierten Sprachen, nämlich dem Sorbischen (Roland Marti, 9) sowie den nicht-slawischen Sprachen Jiddisch (Paul Wexler, 1) und Roma (Elena Marushiakova, Vesselin Popov, 2). Die Normierung des Karpato-Russinischen (Paul Robert Magocsi, 5, und Michael Moser, 6) und Burgenländisch-Kroatischen (E. Wayles Browne, 16) kann nicht als abgeschlossen gelten, umstritten ist das Schlesische (laut Tomasz Kamusella, 8, eine Kreolsprache), während das slawische Idiom der Gorani in Albanien (Klaus Steinke, 17) und das Banater Bulgarische (Motoki Nomachi, 19) trotz Normierungsbemühungen selten als linguistisch eigenständige Systeme klassifiziert werden.

V. Drei Beiträge betreffen Migrationskontakte: Russisch (Sarah Smyth, 21) bzw. Polnisch (Tomasz Kamusella, 24, Schlesier sind offenbar nicht ausgewandert) in Irland sowie Russisch in Israel (Anna Novikov, 22).

Da Ungarisch als Kontaktsprache der Slavia auftaucht, wird Rumänisch vermisst, welches vor der Re-Romanisierung im 19. Jh. große slawische Einflüsse zeigte.

Ein zwölfseitiger Index verzeichnet Namen und vereinzelt Themengebiete, die Herstellung war wohl den Autoren überlassen. So ist z. B. das Theater „Geshet“ (S. 486) indiziert,

nicht der Sprachkodifizierer Arnošt Muka (S. 216). Stichworte zu zentralen Themen fehlen oder sind unausgewogen: „catholicism“ ist indiziert, „protestantism“ nicht, titelgebendes „language“ mit mehreren Unterschlagworten aufgeschlossen, „border“, „identity“ oder „creole“ fehlen. Ein weder begrifflich geordnetes noch sachlich erschließbares Buch kann der Rezensent nicht für ein „Handbuch“ halten.

Die Beiträge sind (mit einer Ausnahme) allesamt informativ und sehr gut bibliografiert. Die Ausnahme ist Wexlers Spekulation, dass sich eine Sprache in Grammatik und je nach Umgebung angenommenen Wortschatz spalte („Relexifizierung“). Daher seien Kroaten „wahrscheinlich“ Iraner, die vor der Landnahme auf dem Balkan slawisiert wurden (S. 21).

Dem Inhalt der Beiträge kann die Rezension aus Platzgründen nicht gerecht werden; stattdessen seien verbindende, nicht (vollständig) im Index erschließbare Motive angemerkt, etwa die sozioökonomische Situation der Sprachträger und ihre religiöse Gebundenheit: Marushiakova/Popov vermuten, dass sozioökonomische Assimilation die Roma-Identität langfristig marginalisiere: „there is no direct correlation between the loss of the Roma language and the change in Roma/‘Gypsy’ identity“ (S. 48). Gibson identifiziert für den Gebrauch der polnischen bzw. weißrussischen Varietät in Lettgallen sozioökonomische (S. 58) und konfessionelle (S. 73) Gründe. Marti bemerkt, dass Sorbisch nur im katholischen Siedlungsgebiet „is used for all occasions“ (S. 212). „Religious activity“ (S. 416, 419) nennt Nomachi als Faktor für die unterschiedliche Entwicklung des Bulgarischen in Rumänien und Serbien. Beim Bosnischen im Sandžak (Greenberg) nähren religiöse Gründe die Forderung, den Minderheitssprachstatus in einen nationalen Status umzuwandeln (S. 339); das slawische Idiom in Albanien korreliert mittlerweile mit muslimischer Identität (Steinke, S. 370); intralingual konvergieren Dialekt- und (feiertägliche) Brauchtumszonen (Sedakova, S. 389).

An Faktoren für die Hierarchisierung linguistischer Varianten zeigt Smyth, methodisch herausragend, dass Arbeitsplatz und Kirche zur Monolingualität tendiere (S. 459); für das Individuum pendele sich *de facto* ein „diglottisches“ (Kamusella, S. 535, am Unterschied Arbeitsplatz vs. Familie) Verhältnis der Varianten ein.

Ein weiteres Motiv ist das „Fremde“. Lautübernahmen im Balkansprachbund können als Akzeptanz des lautlich „Fremden“ (Joseph, S. 272) erklärt werden, Novikov (S. 488) interpretiert die hebräisch-russische Mischsprache als Akzeptanz des Fremden, den Aufschwung des Russischen als Wunsch nach transnationaler Öffnung, Bekeš beschreibt die Persistenz negativer Attituden gegenüber Minoritäten. Für Stern (S. 514) sind die Abwertung des Fremden und die gleichzeitige Notwendigkeit, eine gemeinsame Arbeitssprache zu finden, ein additiver Faktor bei der Entstehung des Russisch-Chinesischen Pidgin.

Die Problematik einer sprachlich definierten Ethnie bzw. einer ethnisch definierten Sprache wird in beiden Beiträgen zum Rusinischen offenbar. Während Magocsi eine Ethnie aufgrund einer durch die Lebensumstände sich ergebenden homogenen „social psychology“ essenzialisiert (S. 107), nennt Moser dies ein Axiom „put forward by Rusyn activists“ (S. 135), welches über den linguistischen Status des Rusinischen vorab entscheide. Zurecht fordert Maxwell eine Analyse derartiger Aktivisten ein: „The interests and goals of historical actors provide the key to understanding all the various ethno-national concepts“ (S. 240). Bei Referaten zur Normierungsgeschichte (Fried, Brown) mögen für das 19. Jh. die machtpolitischen Intentionen des Nationalismus ausreichen, erwünscht wären aber auch Analysen der zeitgenössischen Intentionen der Regionalakteure. Da Politik in der Definition von Kollektiven besteht, ist an die von Peti-Stantić/Langston verwendeten Begriffe „symbolic vs. communicative space“ (S. 313, 323), vgl. auch „Symbolizität“ bei Lindstedt, S. 441 f., zu denken.

Theoretisch bemerkenswert begreift der Beitrag Danylenkos (I, 83) die „Hybride“ *iazychie* (eine vor allem schriftliche Sprachform in der Verbindung von westukrainischen und kirchenslavischen Elementen im ehemals habsburgischen Teil) und *surzhyk* (eine vor allem mündliche Sprachform in der Verbindung von ukrainischen und russischen Elementen im ehemals russischen Teil der Ukraine und in den östlichen Randgebieten) als „linguistic

discourse [...] in [...] borderlands“ (S. 83) und deutet Sprachkontaktmischungen als linguistischen Diskurs des Zentrums mit seinen Grenzen. In anderer Diktion zeigt der wissenschaftsgeschichtliche Beitrag von Nábělková, dass die Klassifikation des Zentrums zur Hierarchie, die Klassifikation der Grenzkommunikation zur Typologie tendiert (S. 161). Beide Beiträge machen darauf aufmerksam, dass ein Zentrum ohne Varianten nicht symbolisch auszeichnbar wäre.

Insgesamt liegt ein thematisch vielfältiger Sammelband mit durchweg belehrenden Studien vor. Die Übersicht über wiederholt auftauchende Aspekte zeigt, dass ohne Definition von „Ethnie“ und ohne Theorie der symbolischen Ordnung von Kollektiven die Zweigestalt des Fetisch nicht überwunden wird – also die Fetischisierung von Sprache, die man je selbst spricht und der man einen symbolischen Rang ersehnt, den man anderen Sprachen, die ihn einnehmen, aber als bloßes Konstrukt verwehrt. Im Prozess des Abwägens lokaler Idiome gegenüber zentralen Amtssprachen wird immer wieder das Argument betont, eine Majoritätssprache und deren symbolischer Anspruch als universelles Medium seien eine politisch herbeigeführte Konstruktion, was aber nicht davon abhält, für die Minoritätssprache eben diesen Symbolstatus, jedoch ohne Explikation der eigenen politischen Interessen, zu fordern. Um es im Schema des Fetischdenkens zu paraphrasieren: ‚Ich weiß wohl, dass Sprachen nur politisch gewollte Dialekte sind, aber trotzdem – dieser Dialekt ist eigentlich eine.‘

Gießen

Thomas Daiber

**Des schönen Landes schöne Hauptstadt.** Das südmährische Brunn im Spiegel seiner Geschichte. Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2016. 268 S., Ill. ISBN 978-3-96023-032-8. (€ 24,-)

Über der hier rezensierten Arbeit schwebt die Frage nach ihrem Sinn und den an ihrer Entstehung Beteiligten. Die Titelei verweist zwar auf die Verdienste der Stadt Leipzig und deren Stadtarchivs. Aus dem Vorwort geht jedoch hervor, dass Thomas Krzenck geistiger Vater des Projekts war, der Vorsitzende des „Vereins zur Förderung der Städtepartnerschaft Leipzig – Brno (Brunn)“. Ferner sei hinzugefügt, dass die Publikation einer Art Ausstellungskatalog am nächsten kommt, da ihr zweiter Teil (S. 147-266) aus den Texten und Bildern von 18 Ausstellungstafeln besteht, die ursprünglich für das Stadtarchiv Leipzig erstellt wurden, wo sie unter dem Titel „Des schönen Landes schöne Hauptstadt. Das südmährische Brunn im Spiegel seiner Geschichte“ das Schicksal Brünns, angefangen mit der herzoglichen Burg in Alt-Brunn bis hin zur Geburt eines modernen Ballungsgebiets, nachzeichneten.

Einmal abgesehen von den přemyslidischen Anfängen, die nur am Rande abgehandelt werden, wird der Verleihung der Stadtrechte zu Beginn des 13. Jh., dem Leben der Bürger unter der Herrschaft der Luxemburger und im Spätmittelalter, dem Einfluss der Reformation und der Gegenreformation sowie der Stellung der Stadt im Dreißigjährigen Krieg besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Mit Recht wird der Aufstieg Brünns zu einem wichtigen Industriezentrum der Habsburgermonarchie hervorgehoben, als der Stadt das Etikett eines mährischen bzw. auch österreichischen Manchesters anhaftete. Nicht unberücksichtigt bleiben auch Probleme der modernen Geschichte wie das nicht immer leichte Zusammenleben zwischen Tschechen, Deutschen und Juden, die großzügige Urbanisierung im Laufe des 19. und 20. Jh. und der wechselhafte Status von Brno in der Ersten Tschechoslowakischen Republik, während des Protektorats und unter der kommunistischen Regierung. Der Vollständigkeit halber sei hinzugefügt, dass auch die Beziehungen zwischen Brno und Leipzig behandelt wurden, zum einen auf persönlicher, zum anderen auf institutioneller Ebene.

Mit Ausnahme der von Krzenck bearbeiteten Kapitel aus der Geschichte der Brunn-Leipziger Kontakte werden die einzelnen Thementafeln von tschechischen Stadthistorikern zusammengestellt. Die einzelnen Kommentare bieten so bis auf eine einzige Ausnahme



(„Das Alltagsleben im spätmittelalterlichen Brünn auf der Grundlage der Schriftquellen“, S. 172-178) zuverlässige, ergiebige und anschauliche Informationen. Es überrascht jedoch, dass eine Publikation, die offensichtlich für den deutschen Markt bestimmt ist, auch die tschechischen Pendanten zu den deutschen Texten enthält. Verwunderlicherweise sind gerade die tschechischen Kommentare mit orthografischen Fehlern und stilistischen Mängeln übersät.

Dem gelungenen Katalog ist ein Abschnitt mit sieben Texten vorangestellt, in denen ausgewählte Probleme aus der Geschichte Brünns skizziert werden. Nur ein in der Einleitung verborgener Hinweis verrät, dass ihre Autorenschaft Krzenck gebührt. Der erste Beitrag hat den Charakter einer Art zwanglosen Nachdenkens über Brünns Stellung in der Geschichte, die anschließende Studie ist dann aber mit einem Anmerkungsapparat ausgestattet und konzentriert sich auf die Aussage von Brünner und Leipziger Bürgertestamenten. Es folgt ein mit leichter Feder verfasster Essay über Brünn als österreichisches Manchester, in dessen Anschluss Krzenck zu ernsteren Überlegungen über das Zusammenleben zwischen Deutschen und Tschechen zurückfindet. In ähnlicher Weise macht er auf die Bedeutung des deutschen Gymnasiums für die Gemeinschaft der Brünner Deutschen aufmerksam und fasst anschließend die Beziehungen zwischen Brünn und Leipzig um die Wende vom 19. zum 20. Jh. zusammen. Der letzte Beitrag nimmt dann wieder eher eine essayistische Form an, um erneut die Rolle Brünns in der Geschichte Mitteleuropas in Erinnerung zu rufen.

Während der Katalogteil durch Geschlossenheit besticht, ist für die Studien eher eine Unausgeglichenheit in Inhalt und Stil kennzeichnend. Deshalb kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es der Publikation zugutegekommen wäre, wenn nur ein Teil der Texte Aufnahme gefunden hätte – vielleicht nur der erste, der einer allgemeinen Einführung nahekommt. Die übrigen Texte wiederholen lediglich bekannte oder banale Tatsachen, die im Katalog besser aufgehoben gewesen wären. Als Beispiel sei die auf S. 72, 94 und 125 aufgeführte Entwicklung der Einwohnerzahl genannt. Abschließend kann man deshalb festhalten, dass die hier besprochene Publikation zwar mit großer Sorgfalt erstellt wurde, man ihr einen gewissen dokumentarischen Wert aber nur dann – und nur dann – zugestehen kann, wenn man als Erinnerung an eine bemerkenswerte Ausstellung an sie herangeht.

Brno

Martin Wihoda

**Die Autobiographie Karls IV.** Vita Caroli Quarti. Einführung, Übersetzung und Kommentar von Eugen Hillebrand. Hrsg. von Wolfgang F. Stämmler. (Bibliothek historischer Denkwürdigkeiten.) Alcorde Verlag, Essen 2016. 307 S., Ill. ISBN 978-3-939973-66-9. (€36,-)

Im Jahr 2016 wurde der 700. Geburtstag des römischen Kaisers und böhmischen Königs Karl IV. begangen. Während die Öffentlichkeit in Tschechien mit Publikationen und Ausstellungen, von denen die größte in der Prager Nationalgalerie stattfand, geradezu überflutet wurde – fast jedes regionale Museum hatte mindestens eine kleinere Aktion zu diesem Jubiläum vorbereitet –, wurden in Deutschland (in Nürnberg und Potsdam) zwei Ausstellungen präsentiert – jene in Nürnberg stellt allerdings die zweite (leicht veränderte) Variation der Prager Wanderausstellung dar.

Mit diesem Jubiläum hängt auch das vorliegende Werk zusammen, das den Text einer außerordentlichen Quelle enthält, die in enger Beziehung zu Karl IV. steht: die *Vita Caroli Quarti* – die Lebensbeschreibung des Kaisers, größtenteils durch ihn selbst verfasst. Wir haben es hier mit der zweiten Ausgabe einer Edition aus dem Jahre 1979 zu tun. Das Buch gliedert sich in zwei Teile: Der erste bildet eine Einführung in die Problematik dieser Quelle, der zweite stellt die eigentliche Edition dar.

In der Einführung behandelt Eugen Hillebrand knapp Karls Bild in der historischen Erinnerung, das jedoch in Deutschland und in Tschechien diametral unterschiedlich aus-

fällt. Als *pars pro toto* wird der Kontrast zwischen den zwei Gedenkjahren zum 500. (1878) und 600. (1978) Todestag dargestellt. Dem ersten Jubiläum wurde (im Unterschied zum zweiten) im deutschsprachigen Raum fast keine Aufmerksamkeit gewidmet. Nachfolgend wird die Quelle selbst vorgestellt, einschließlich ihrer Überlieferungsformen und zahlreichen Übersetzungen sowohl ins Tschechische als auch ins Deutsche. Diese Angaben müssen jedoch ergänzt werden. H. spricht im Falle der lateinischen Texte der Vita von zwölf Handschriften und weist dabei auf die Edition von Josef Emler<sup>1</sup> hin. Emler behandelt allerdings nur elf lateinische Handschriften. In Wirklichkeit sind heute 13 Handschriften der lateinischen Fassung der Vita bekannt. Keine von ihnen befindet sich jedoch, wie von H. behauptet, in Berlin oder in Militsch (gemeint ist wahrscheinlich die sog. „Milich“-sche Bibliothek“, die 1945 aus Görlitz in die Breslauer Universitätsbibliothek gebracht wurde). Die tschechische Übersetzung ist nicht in vier, sondern in sieben Handschriften überliefert (das älteste Bruchstück stammt aus dem 14. Jh., fünf Handschriften aus dem 15. Jh. und eine Handschrift vom Anfang des 17. Jh.).

Für die Schlüsselfrage der Forschung, wann Karl seine Lebensbeschreibung eigentlich verfasst hat, die auch im Rahmen der europäischen Literatur eine fast einzigartige Schöpfung darstellt, kommt H. zu einem eigenen Datierungsversuch: Karl IV. habe *angefangen* die *Vita Caroli* zu schreiben, als er im Herbst 1350 schwer erkrankt war. Die Erkrankung habe ihn körperlich (aber nicht geistig) gelähmt. Dies steht im Einklang mit dem allgemein anerkannten Befund, dass die Kapitel 15-20 schon von einer anderen Person niedergeschrieben wurden. Das sei wahrscheinlich in der Zeit gewesen, als Karl gesund wurde und sich nicht mehr dieser Tätigkeit habe widmen können. Als *datum ante quem* der Entstehung dieser Quelle sieht der Vf. den Augenblick, als Karl die Reichsinsignien erwarb. Er stellt eine ganze Reihe von Wechselbeziehungen zwischen kurzen biblischen Zitaten auf der Reichskrone und einigen Textpassagen in der Vita fest. Als *datum post quem* postuliert er die Kaiserkrönung Karls IV., da der Kaisertitel an keiner Stelle der Vita auftaucht. Man muss hinzufügen, dass dieser Datierungsvorschlag seit seiner Veröffentlichung in der ersten Auflage inzwischen von der einschlägigen Forschung mehr oder weniger akzeptiert worden ist.

Weitere Textabschnitte thematisieren die Selbstwahrnehmung Karls und das Abbild seiner realen Erlebnisse in der Autobiografie – darunter die Betonung der königlichen Abstammung, die Selbstinszenierung als idealer Herrscher, erste Erfahrungen mit der praktischen Politik in Italien sowie sein politisches Programm.

H. präsentiert eine kurze Übersicht der Publikationen, die im Zusammenhang mit dem 600. Todestag 1978 entstanden und die wesentlich zum Verständnis Karls IV., seiner Persönlichkeit und seiner Verwaltungs- und Kunstaktivitäten beigetragen haben. Daraufhin befasst er sich mit Karls Berücksichtigung in ausgewählten europäischen Nachschlagewerken und Enzyklopädien. Diesem Abschnitt folgt noch eine Schilderung der Beziehungen Karls IV. zu Frankreich, die aber nicht recht zur übrigen Einführung passt.

Danach folgt die eigentliche Edition in synoptischer Bearbeitung, die sowohl den Originaltext als auch seine Übersetzung in moderne deutsche Sprache bietet. Den Band beschließen Stammtafeln der Luxemburger und Přemysliden. Die Publikation wird durch zahlreiche farbige Abbildungen u. a. aus den illuminierten Handschriften der Vita (sowohl des lateinischen Textes als auch der tschechischen Übersetzung) und der Goldenen Bulle aufgelockert.

Karls Autobiografie kann sich also dank dieser gelungenen Publikation weiterer Aufmerksamkeit gewiss sein. Obwohl es sich lediglich um eine ergänzte Ausgabe der Edition von 1979 handelt, gelangt Karls Vita so erneut in die Buchläden und kann nicht nur Historiker, sondern auch eine breitere Öffentlichkeit ansprechen. Eine Nachfrage nach der

<sup>1</sup> JOSEF EMLER (Hrsg.): *Život císaře Karla IV.*, in: *Fontes rerum Bohemicarum*, Bd. 3, Praha 1878, S. 323-417.

*Vita Caroli Quarti* ist zweifellos nicht nur in Tschechien, wo parallel zu dieser Veröffentlichung eine Übersetzung ins moderne Tschechische herausgegeben wurde, sondern auch in den deutschsprachigen Ländern vorhanden.

Praha

Tomáš Velička

**Robert Frost: The Oxford History of Poland-Lithuania.** Volume I: The Making of the Polish-Lithuanian Union, 1385-1569. (Oxford History of Early Modern Europe.) Oxford Univ. Press. Oxford u. a. 2015. XXI, 564 S., 16 Ill., Kt. ISBN 978-0-19-820869-3. (£ 85,-.)

Die Frage nach historischen Alternativen zu Entwicklungen von Gesellschaften in Nationalstaaten und ihren Vorläufern findet in der aktuellen Geschichtswissenschaft nachhaltiges Interesse. Ein möglicher Fokus kann dabei auf Unionsprozessen zwischen politischen Einheiten liegen, denen sich die Reihe *Oxford History of Early Modern Europe* über zusammengesetzte, sogenannte „komposite“ Herrschaften vom 15. bis zum 18. Jh. widmet. In diesem Rahmen erschien auch die vorliegende Publikation; bislang lagen Bände zum Heiligen Römischen Reich, Irland und der Republik der Vereinigten Niederlande vor.

Robert Frost führt überblicksartig und exemplarisch in die Entwicklung der polnisch-litauischen Union an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit ein und strukturiert seine Arbeit anhand von sieben in sich weiter gegliederten Punkten: 1) der Weg zur Union, 2) ihre frühe Etablierung, 3.) ihre Krise, die chronologisch sehr konkret in den Jahren 1422-1447 verortet wird, 4) ihre Konsolidierung und Umgestaltung mit Hauptaugenmerk auf Preußen, 5) die Frage von Dynastie und Zugehörigkeitsmerkmalen, 6) die wesentlichen Reformen im ersten Viertel des 16. Jh. und 7) der Abschluss der Union. Angesichts des stark synthetischen Charakters der Monografie wird auf Archivrecherchen verzichtet und stattdessen der Umstand genutzt, dass sämtliche wichtigen einschlägigen Quellen in Editionen vorliegen. Darüber hinaus gewährleistet der Autor eine umfassende Verarbeitung vorliegender Forschungsarbeiten in polnischer, litauischer und ukrainischer Sprache und berücksichtigt zudem Titel in Deutsch und Englisch sowie vereinzelt in Belarussisch, Dänisch, Französisch und Russisch.

Auf diese Weise gelingt eine breite und konsequent vergleichende Kontextualisierung von Unionsmodellen hin zu Ostmitteleuropa und zur Habsburgermonarchie, zu Skandinavien sowie über die unmittelbaren Nachbarn Polen-Litauens hinaus zu Großbritannien und Spanien und somit hin zu einer ganz Europa umspannenden Perspektive. Als stellenweise exponierte methodische Referenz dafür fungiert skurrilerweise der Rechtshistoriker Georg Jellinek (1851-1911) mit seiner Arbeit *Die Lehre von den Staatsverbindungen* (Berlin 1882), wobei dazu ausdrücklich auch rezentere Forschungspositionen erfasst und verarbeitet werden. In chronologischer Hinsicht wird das Thema mittels Vor- und Rückgriffen im Sinne langfristiger Perspektive ebenfalls ausführlich eingebettet. Neben der Berücksichtigung demografischer Faktoren wird zwischen den Optionen Verhandlung/Vertragsabschluss, Eheschließung und Kriegsführung ein breiter Bogen hin zum Großfürstentum Moskau und dem Osmanischen Reich bzw. insbesondere den Tataren gespannt, ferner zum Haus Luxemburg und zum Deutschen Orden; außerdem werden Konziliarismus und Reformation, die Diskussion um die These der Zweiten Leibeigenschaft, Hypothekenpolitik der Herrscher und Steuerbewilligungspolitik des Adels, Parlamentarismus und politische Partizipation, militärdienstliche Verpflichtung und administrative Verdichtung eingebettet. Biografien der jeweils handelnden politischen Persönlichkeiten zeichnet der Autor komplex und differenziert im Sinne der methodischen Erfassung und Reflexion von Akteurs-Zentrierung und Verflechtung, aber lebensnah im Sinne der Lesbarkeit. Zudem ist das Buch mit Karten, genealogischen Tafeln, Bildern, einem kurzen Glossar sowie einem komplexen Sachindex auffallend großzügig ausgestattet.

Unter dem Gesichtspunkt der formalen Ausgeglichenheit fällt allerdings auf, dass die Unterkapitel von teilweise sehr unterschiedlichem Umfang sind; noch signifikanter ist da-

bei der Umstand, dass manche von ihnen zu ganz zentralen Motiven und Aspekten der polnisch-litauischen Union und ihres Konstituierungsprozesses äußerst knapp gehalten sind. Beispiele sind etwa die Taufe des Fürsten von Litauen 1385/86 (S. 71 ff.) oder die Institutionalisierung der politischen Vertretung und der so wichtigen Entwicklung des Parlamentarismus in der Mitte des 15. Jh. (S. 286-290).

Dessen ungeachtet liegt mit der hier besprochenen Arbeit zweifelsohne eine enorme Leistung auf Ebene der Akkumulation und Synthese von Fakten und Strukturen vor, die noch dazu ausgesprochen gute Lesbarkeit gewährleistet. Darüber hinaus löst der Autor erfolgreich das Versprechen ein, Unionsmodelle über den Einzelfall hinaus vergleichend zu problematisieren, ohne jemals das konkrete Beispiel aus den Augen zu verlieren. Das vorliegende Buch weckt auf jeden Fall Lust auf mehr – sei es im Sinne der Osteuropäischen Geschichte auf weitere Ergebnisse zu Polen-Litauen, sei es im Sinne der historischen Europaforschung auf Analysen weiterer historisch zusammengesetzter Herrschaften des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit.

Wien

Christoph Augustynowicz

**A Companion to the Reformation in Central Europe.** Hrsg. von Howard Louthan und Graeme Murock. (Brill's Companions to the Christian Tradition, Bd. 61.) Brill. Leiden – Boston 2015. XX, 484 S., Ill., Kt. ISBN 978-90-04-25527-2. (€160,-)

Zum Reformationsjubiläum 2017 sind auch bereits in den Jahren zuvor zahlreiche Publikationen erschienen, die die Bedeutung der Reformation als einschneidendes Ereignis europäischer Geschichte aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten versuchen. Der vorliegende Sammelband, der in zwei thematische Blöcke unterteilt ist und insgesamt 17 Beiträge vereinigt, skizziert dabei die frühneuzeitliche Reformation in Mitteleuropa, wobei der Fokus hier stärker auf dem östlichen Teil der Großregion, also Polen-Litauen, Ungarn und Böhmen, liegt.

Im ersten Teil „Contexts and Confessions“ wird die Reformation im Spiegel geografischer wie auch konfessioneller Kontexte der Reformprozesse in Polen-Litauen, Ungarn, den Ländern der Böhmisches Krone sowie den habsburgischen Gebieten innerhalb des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation beleuchtet. Phillip Haberkern gibt in seinem Beitrag „The Lands of the Bohemian Crown: Conflict, Coexistence, and the Quest for the True Church“ einen guten Überblick über die Ursprünge der Reformation im Königreich Böhmen im frühen 15. Jh. So habe die Hussitenzeit große Auswirkungen auf fast alle reformatorischen Bewegungen des 16. Jh. gehabt und sei vor allem im östlichen Mitteleuropa ein prägender Faktor bis weit ins 17. Jh. gewesen. Im krassen Gegensatz zu den pionierhaften böhmischen Reformationsprozessen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Frühen Neuzeit stand Polen, wo die theologischen und kirchlichen Erneuerungsbewegungen sich langsamer ausbreiteten. So beschreibt Maciej Ptaszyński in seinem Essay die polnische Reformationsbewegung vielsagend als eine „späte Reformation“ (S. 40), die sich vor allem durch ihre Heterogenität und einen (zumindest unter den Eliten) intensiven Kulturtransfer ausgezeichnet habe. Als günstig für die zwar späte, aber dann innerhalb adliger und universitärer Kreise doch schnelle Verbreitung reformatorischer Gedanken hätten sich die starken humanistischen Strömungen (hier insbesondere in der Ausprägung des Erasmus von Rotterdam) im Polen des 16. Jh. erwiesen. Dass die Reformation in Polen-Litauen dennoch nie den Stellenwert wie etwa in den norddeutschen oder skandinavischen Ländern erfahren konnte, ist jedoch wiederum ihrem verspäteten Auftreten zuzuschreiben. Ähnlich verhielt es sich in den habsburgisch regierten Ländern. Zwar konnte sich hier die Reformation anfangs recht schnell ausbreiten, durch die großangelegten und von Wien aus gelenkten Rekatholisierungsmaßnahmen im Zuge der Gegenreformation konnte sich in den österreichischen Erblanden aber letztlich doch der Katholizismus durchsetzen, wie Astrid von Schlachta zu berichten weiß. Viel fragmentierter war die konfessionelle Landkarte im nach der Schlacht von Mohács dreigeteilten Ungarn

(Beitrag von Márta Fata), wo sich die Reformation vor allem in Siebenbürgen etablieren konnte. Die darauffolgenden vier Beiträge widmen sich den religiösen Reformbestrebungen (Natalia Nowakowska, Liudmyla Sharipova), den reformatorischen Bewegungen (Mihály Balázs am Beispiel des Antitrinitarismus) sowie ausgewählten protestantischen (Gemeinschaftsbeitrag von Luka Ilić, Michael S. Springer, Edit Szegedi) wie auch katholischen Reformern (Gemeinschaftsbeitrag von Rona Johnston, Howard Louthan, Tadhg Ó hAnnracháin) des 16. und 17. Jh. in Zentraleuropa.

Im zweiten thematischen Block beleuchten insgesamt acht Beiträge die Kommunikationskanäle zwischen den jeweiligen Akteuren der Reformationszeit. Im Mittelpunkt stehen dabei zuvorderst Fragen nach der sozialen Kontrolle und der moralischen Disziplin (hierzu vor allem der Beitrag „Social and Moral Discipline“ von Alexander Schunka): „How did groups form identities and police their boundaries? How did they enforce discipline on wayward members?“ (S. 7). Rudolf Schlögl zeigt auf, dass das enge Städtetz im deutschsprachigen Raum ein wichtiger Faktor für die rasche Ausbreitung der reformatorischen Lehren gewesen sei. Welche Bedeutung der Adel wie auch die höfischen Eliten für die Reformation hatten, beweisen die Beiträge von Václav Bůžek und Mark Hengerer. Zu einem entscheidenden Instrument der Reformation bzw. der Gegenreformation wurde – auch vor dem Hintergrund der frühneuzeitlichen Bildungspolitik – der Buchdruck, erlaubte er doch eine rasche Diffusion der neuen Lehren zumindest unter den literaten Eliten der damaligen Zeit (Michael Twork; Pál Ács, Howard Louthan). Hierzu zählte auch die visuelle Kommunikation (Holz- und Kupferstiche, Einblattholzstiche, Frontispize etc.), die durch ihre zumeist allegorische Wirkungskraft weitaus breitere Bevölkerungsschichten erreichen konnte (Gemeinschaftsbeitrag von Maria Crăciun, Grażyna Jurkowlaniec). In einem abschließenden Essay widmen sich Laura Lisy-Wagner und Graeme Murdock der im sog. „Zeitalter der Konfessionalisierung“ zunehmenden religiösen Intoleranz. Dabei sei die in zahlreichen mitteleuropäischen Ländern und Regionen wie etwa Polen-Litauen, Preußen oder Siebenbürgen vornehmlich im 16. Jh. bemühte religiöse Toleranz durchwegs ein fragiles Gebilde geblieben, was die Ereignisse des 17. Jh. mit all seinen Konflikten und Kriegen bewiesen hätten.

Der Sammelband wird seinem von den Hrsg. postulierten Charakter als Handbuch durchaus gerecht, bieten doch die hier versammelten Beiträge einen guten Überblick zur Reformation in Mitteleuropa. Ein wichtiger Pluspunkt ist zudem die gute Lesbarkeit der Texte, die auch Laien einen schnellen Einstieg in die Thematik erleichtert. Den Handbuchcharakter verstärkt zudem die bibliografische Auflistung der wichtigsten Quellen wie auch der entsprechenden Literatur zu den jeweiligen Themen am Ende eines jeden Beitrags. Es fehlen einzig einschlägige Karten, die die Ausweitung der Reformation im östlichen Mitteleuropa besser hätten veranschaulichen können.

Kiel

Paul Srodecki

**Miia Ijäs: Res Publica Redefined?** The Polish-Lithuanian Transition Period of the 1560s and 1570s in the Context of European State Formation Processes. (Eastern and Central European Studies, Bd. 5.) Peter Lang. Frankfurt am Main u. a. 2016. 304 S. ISBN 978-3-631-66712-5. (€59,95.)

Das Buch basiert auf einer Dissertation, die Miia Ijäs 2014 an der Universität Tampere verteidigte. Die Autorin nimmt die letzten Herrschaftsjahre Sigismunds II. August, die kurze Herrschaft Henris de Valois sowie die ersten Regierungsjahre seines Nachfolgers Stephan Báthory in den Blick und analysiert den politischen Entscheidungsprozess in einer für die Adelsrepublik bewegenden Übergangsphase zwischen der Jagiellonen-Dynastie und der Epoche der Wahlkönige. Anhand des polnisch-litauischen Beispiels werden die Entstehung und die Entwicklung des frühneuzeitlichen Staates sowie die Bedeutung des humanistischen Gedankens und der Reformation bei der Ausbildung frühneuzeitlicher Staatsstrukturen und der politischen Praxis näher thematisiert.

Die Arbeit ist in sieben chronologisch-sachliche Abschnitte eingeteilt. Im ersten Kapitel wird der Forschungsstand dargestellt. Trotz der Tatsache, dass die Arbeit fast ausschließlich auf englischsprachiger Fachliteratur beruht, versucht die Vf. die bisherigen Strömungen der polnischen Geschichtsschreibung zu charakterisieren. Als die wichtigsten Forschungsfelder nennt I. das politische System der Adelsrepublik, den politischen Gedanken, das Problem der Adelsprivilegien und die Frage nach dem Einfluss der Religionsfreiheit auf den Entscheidungsfindungsprozess. Im zweiten Kapitel stellt I. die theoretischen Rahmenbedingungen der Abhandlung vor. Ihrer Ansicht nach lassen sich die in der Adelsrepublik ablaufenden Prozesse in ein systemtheoretisches Modell von Talcott Parsons einfügen. Es beschreibt vier Grundfunktionen (Hauptaufgaben), die ein jedes System (z. B. ein Land) erfüllen muss, um seinen Bestand und seine Entwicklungsmöglichkeit zu sichern: „adaptation“ (auf sich verändernde äußere Bedingungen reagieren), „goal attainment“ (Ziele bestimmen und verfolgen), „integration“ (Zusammenhalt herstellen und absichern) und „latency“ (grundlegende Formen und Wertmuster bewahren). Diese Funktionen werden jedoch durch die Vf. lediglich den in der Adelsrepublik ablaufenden politischen Vorgängen zugeordnet und können so unser Wissen über die politische Kultur und Praxis nicht wirklich erweitern oder dabei helfen, die Forschungsfragen ausführlicher zu beantworten.

Im dritten Kapitel fragt I. danach, in welcher Art und Weise das politische System und seine Struktur von den Teilnehmern des politischen Lebens rezipiert wurden. Sie hebt den Vorrang von Freiheit und Recht sowie die Rolle der Gleichheit der Adeligen hervor, welche die wesentlichen Grundsätze des polnisch-litauischen Staates bildeten. Darüber hinaus unterstreicht sie die Bedeutung der Religionsfreiheit und des beschränkten Handlungsspielraums des Königs als eine Basis für die Verfassung der *Rzeczpospolita*. Das vierte Kapitel ist den letzten Regierungsjahren Sigismunds II. August gewidmet. Thematisiert werden die Sorge um die Kontinuität des Staatswesens nach dem Tode des kinderlosen Monarchen, die innere Integration des Staatsverbandes, die Tätigkeit der Exekutionsbewegung (in den 1560er Jahren), die Einverleibung Podlachiens und der ukrainischen Woiwodschaften in die Krone Polens und die darauffolgende Realunion von Lublin (1569). Im fünften Kapitel führt I. die freien Wahlen von 1573 und 1575 als ein Paradebeispiel dafür an, wie in der Adelsrepublik politische Entscheidungen getroffen wurden. Die Autorin analysiert die Argumente der Anhänger der einzelnen Gruppierungen und reflektiert auch die internationalen Folgen der Auswahl der jeweiligen Bewerber. Im sechsten Kapitel werden die Stabilität des Staatsverbandes und die Bekräftigung der Verfassungsgrundsätze nach den zwei ersten freien Königswahlen thematisiert. I. analysiert die *Articuli Henriciani* sowie die *pacta conventa* Henris de Valois, Stephan Báthorys und Maximilians II., der 1575 in einer Doppelwahl ebenfalls zum König gewählt wurde.

Zu berichtigen ist, dass, obwohl sich die polnische Königskrone seit 1386 ununterbrochen in den Händen der Jagiellonen befand, Władysław II. und seine Nachfolger definitiv keine Erbkönige waren. Die Situation nach dem Tode Sigismunds II. August 1572, des letzten männlichen Vertreters der jagiellonischen Dynastie, änderte sich insofern, als sein Thronfolger von außerhalb der Dynastie stammte und nicht, wie bisher, vom Senat, sondern vom Gesamtaedel (*virittim*) ausgewählt wurde. Zu hinterfragen sind ferner die von der Vf. angenommenen Zäsuren. Eine Analyse des politischen Gedankens in der *Rzeczpospolita*, ohne die Herrschaft Sigismunds I. (1506-1548) zu berücksichtigen, also auch nicht die Genese der Exekutionsbewegung, die für den politischen Diskurs in dem von I. analysierten Zeitraum von entscheidender Bedeutung war, lässt sich nicht rechtfertigen. Etwas unverständlich bleibt auch die Festlegung des Endes des Untersuchungszeitraums, wodurch die dritte freie Königswahl und die Regierungsjahre Sigismunds III. Wasa ausgelassen werden. Die Wahl des schwedischen Prinzen, der mütterlicherseits von den Jagiellonen abstammte, zeigte das Bekenntnis des polnisch-litauischen Adels zur alten Dynastie. Das Ringen um die Gestaltung der Verfassungsverhältnisse „inter majestatem ac libertatem“ dauerte mindestens bis zur Rebellion von Mikołaj Zebrzydowski (1606/07) und hatte einen nicht geringen Einfluss auf die politische Praxis in der *Rzeczpospolita*.

Die Quellengrundlage bilden Handschriften, alte Drucke und Editionen, wobei es sich hier in erster Linie um politische Schriften handelt. Die Quellenauswahl scheint etwas zufällig zu sein. Die Vf. geht über die *Teki Naruszewicza*, eine der wichtigsten Quellensammlungen für die Geschichte der Adelsrepublik (aus der Czartoryski-Bibliothek in Krakau) hinweg, obwohl sie z. B. einen Brief des Sultans Selim II. an Sigismund II. August aus eben dieser Bibliothek zitiert. Andererseits aber werden wichtige Quellen aus dem Reichsarchiv in Stockholm sowie in Polen ganz unbekanntes Materialien aus dem Staatsarchiv in Helsinki verwendet. Hinsichtlich der gedruckten Quellen überrascht, dass I. das Werk *Interregni Poloniae libri octo* Świętosław Orzelskis nicht berücksichtigt. Unklar bleibt, warum die Vf. *Rozmowa Polaka z Wlochem*, eine Schrift Łukasz Górnickis, die die Königswahl Sigismunds III. Wasa betrifft, nicht beachtet, obwohl sie sich auf sein später verfasstes Werk *Drogi do zupełnej wolności* bezieht. Ganz ähnlich ist es mit den Schriften Reinhold Heidensteins. Die Vf. zieht *De bello Moscovitico commentariorum libri sex* heran, übergeht aber *Rerum Polonicarum ab excessu Sigismundi Augusti libri XII*, das postum 1672 von Heidensteins Sohn veröffentlicht wurde. I. nutzt mehrere grundlegende Quelleneditionen, jedoch längst nicht alle, die sich angeboten hätten.<sup>1</sup> Die Auswahl der Fachliteratur weckt Bedenken, da die Vf. zahlreiche eigentlich unverzichtbare Autoren wie z. B. Urszula Augustyniak, Jan Dziegielewski, Oskar Halecki, Stanisław Kot, Matywie Ljubawskij, Henryk Lulewicz, Stanisław Płaza, Jerzy Reder, Anna Sucheni-Grabowska oder Waclaw Uruszczak, um nur die wichtigsten Namen zu nennen, mit keinem einzigen Werk berücksichtigt hat. Von anderen wiederum nutzt sie nicht die jeweils wichtigsten Schriften, sondern eher kleinere Texte.<sup>2</sup>

Trotz der kritischen Bemerkungen und Kommentare bietet das rezensierte Buch, vor allem den Lesern, die des Polnischen nicht mächtig sind, eine chronologisch strukturierte und hilfreiche Einführung in die Verfassungsgeschichte der *Rzeczpospolita* zur Wende von der Herrschaft der Jagiellonen zur Epoche der Wahlkönige.

Warszawa

Jacek Kordel

<sup>1</sup> Z. B. Acta Tomiciana, Bd. 1-18, Posnaniae – Kórnik 1852-1999; ALEXANDER PRZEŹDZIECKI (Hrsg.): Jagiellonki polskie [Die polnischen Jagielloninnen], Bd. 1-5, Kraków 1868; TEODOR WIERZBOWSKI (Hrsg.): Uchańsciana seu Collectio documentorum illustantium vitam et res gestas Jacobi Uchański archiepiscopi gnesnensis, legati nati, Regni Poloniae primatis ac primi principis, Bd. 1-4, Warszawa 1892; Volumina legum, Bd. 1-2, Petersburg 1859.

<sup>2</sup> Ausgelassen werden EDWARD OPALIŃSKI: Kultura polityczna szlachty polskiej w latach 1587-1652. System parlamentarny a społeczeństwo obywatelskie [Die politische Kultur des polnischen Adels in den Jahren 1587-1652. Parlamentarisches System und Bürgergesellschaft], Warszawa 1995; MARIA RHODE: Ein Königreich ohne König. Der kleinpolnische Adel in sieben Interregna, Wiesbaden 1997.

**Peter Paul Bajer: Scots in the Polish-Lithuanian Commonwealth.** The Formation and Disappearance of an Ethnic Group. (The Northern World, Bd. 57.) Brill. Leiden u. a. 2012. XXVIII, 588 S., Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-90-04-21247-3. (€179,-)

Nicht nur die Diskussion über ein multiethnisches Commonwealth gehört zu den zentral eingeführten Themen der polnisch-litauischen Geschichte der Frühen Neuzeit, sondern auch die Frage nach Migration darf für die Erforschung „Ostmitteleuropas“ und weit darüber hinaus als eine der klassischen historischen Problemstellungen gelten. Weniger im Mittelpunkt stehen hier aber gewöhnlicherweise die Schotten als Untersuchungsobjekt. Zwar liegen insbesondere in der polnischen Forschung einige Arbeiten und aktuelle Projekte hierzu vor. International gesehen dürfte es sich jedoch bei den Schotten in Polen-Litauen um ein eher unbekanntes Sujet handeln. Schon deshalb mag man die Dissertationschrift von Peter Paul Bajer begrüßen. Wesentlich interessanter scheint jedoch der exem-

plarische Charakter, den man seinen Forschungen überdies zuschreiben kann. Handelt es sich doch um den Versuch, eine insgesamt relativ überschaubare Gruppe von Migranten bzw. Fremden möglichst umfassend zu beschreiben.

B. will die Schotten als eine „ethnische“ Gruppe erfassen und bemerkt in diesem Zusammenhang selbst die Schwierigkeiten, die sich mit dieser Klassifikation verbinden – von der Frage nach der Stabilität solch eines Gruppenzusammenhalts über Generationen, die Identifikation (etwa über Familiennamen) bis hin zur Frage, ob Sekundärmigranten immer noch fraglos als Schotten zu bezeichnen waren. Die Selbst- und Fremdzuschreibung macht die Komplexität solcher Fragen noch einmal *in nuce* deutlich, wurden doch zeitgenössisch in Polen-Litauen oft auch Engländer als Schotten bezeichnet. Eine tiefere methodische Diskussion zum Thema vermeidet B. zwar, auf der von ihm angepeilten phänomenologischen Ebene kann er aber sehr differenziert Mechanismen von Zusammenhalt oder auch Heterogenität innerhalb der Migrantengruppe der Schotten deutlich machen.

Er setzt sich mit der quantitativen Dimension der schottischen Migration ebenso auseinander wie mit deren Motiven, Tätigkeitsfeldern und der Organisation der „Schotten“, mit den konfessionellen Einflüssen und deren Integration in den Adel. Dabei kann er zum einen, unter allen Vorbehalten, die er bei der Gewinnung historischer Zahlen selbst vorzubringen hat, die in der polnischen Forschung kursierenden Zahlen drastisch, fast auf ein Zehntel, nach unten korrigieren. Wichtiger noch scheinen aber seine aus unterschiedlichen Quellengattungen zusammengetragenen prosopografischen Informationen, die überzeugend familiäre Netzwerke und Ansiedlungsschwerpunkte erschließen. Die genaue Quellenarbeit erlaubt es dem Vf. dann auch, ein sehr differenziertes Bild sowohl von der Sozialstruktur der Einwanderung als auch etwa von der konfessionellen Zugehörigkeit der Schotten zu zeichnen. Hierin darf vielleicht auch der Hauptertrag dieser Studie gesehen werden: Zwar lassen sich verwandtschaftliche Bindungen, geschäftliche Netzwerke, konfessionelle Abkapselungen und etwa die organisatorische Form der Bruderschaften als strukturierend-homogenisierende Elemente der Einwanderergruppe identifizieren. Andererseits jedoch macht B. durchgehend die differenzierenden Resultate seiner Forschungen stark, sei es jeweils aus einer geografischen, diachronen oder etwa auch sozialen Perspektive. In dieser Hinsicht ist die Studie vorbildlich, schafft sie es doch, in ihrem rund 250 Jahre umfassenden Betrachtungsraum eine verbindende Perspektive aufzumachen und zugleich allzu homogenisierende Grundannahmen wie Schlussfolgerungen zu vermeiden. Durch diese überzeugende Vorgehensweise konterkariert B. beispielsweise selbst seine etwas generelle Grundannahme aus den Anfangskapiteln, wonach der lange – auch wirtschaftliche – Niedergang Polen-Litauens seit der Mitte des 17. Jh. einen Grund für die deutliche Abnahme der Schotten dargestellt habe. Die anfängliche makrohistorische Einführung zur frühneuzeitlichen Geschichte Polen-Litauens ist damit sicherlich auch der am wenigsten überzeugende Teil des Buches. Zweifelsohne ist er für ein angelsächsisches Publikum notwendig, irritiert jedoch streckenweise durch seine unkritische Orientierung an den Narrativen der polnischen Forschung. Insgesamt strebt die narrative Struktur von B.s Text weniger auf seine *Conclusion* als auf die umfangreichen Appendices von rund 150 Seiten zu. Ja, der analytische Textteil von rund 350 Seiten erscheint in erster Linie als eine Erläuterung dieses beeindruckenden Anhangs. Hier breitet B. seine minutiöse archivalische Arbeit aus, aufbereitet in Tabellen, die aberhunderte von Namen umfassen, gegliedert nach Steuerlisten, Kirchenbüchern, Stadtbüchern etc. Explizit reflektiert der Vf. dabei in seiner Einleitung die Arbeit mit der elektronischen Datenbank, mit deren Hilfe er seine Archivreise zu klassifizieren und miteinander in Beziehung zu setzen vermochte. Dass dem Leser diese Daten lediglich als Papiertabellen vorliegen, ist eigentlich schade. Hätte man doch an dieser Stelle gerade das weiterführende Potenzial der Digital Humanities austesten können, etwa durch online zugängliche Datenbanken.

Gießen

Kolja Lichy



**Religion in the Mirror of Law.** Eastern European Perspectives from the Early Modern Period to 1939. Hrsg. von Yvonne Kleinmann, Stephan Stach und Tracie L. Willson. (Studien zur Europäischen Rechtsgeschichte, Bd. 280.) Vittorio Klostermann. Frankfurt am Main 2016. XXVII, 350 S., Ill. ISBN 978-3-465-04181-8. (€ 79,-.)

Der Band basiert auf einer Konferenz, die 2010 zum Thema: „Religion in the Mirror of Law. Research on Early Modern Poland-Lithuania and its Successor States in the 19th and Early 20th Centuries“ am Center for Urban History of East-Central-Europe in Lemberg stattfand. Das Verhältnis von Religion und Recht wird interdisziplinär aus der Perspektive von Geschichte, Jurisprudenz, Literatur und Ethnologie von Wissenschaftlern aus Österreich, Deutschland, Israel, Polen, der Ukraine und den USA behandelt. Dabei geht es um Aspekte der verfassungsmäßigen Verankerung religiöser Rechte wie auch um die Rechtspraxis und ihre Wahrnehmung in einzelnen Religionsgemeinschaften. Der territoriale Fokus liegt auf Polen, Litauen, Weißrussland und der Ukraine in den unterschiedlichen staatlichen Konstruktionen vom 16. Jh. bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.

Einen Schwerpunkt der Untersuchungen bildet der Einfluss sozialer Umbrüche und verfassungsstaatlicher Veränderungen auf die rechtliche Stellung religiöser Gemeinschaften und ihr Verhältnis zur herrschenden Staatsmacht bzw. Staatsreligion. Bisher hatte sich die Forschung vor allem auf die Stellung der Religionsgemeinschaften als Minderheiten und einen daraus abgeleiteten Status rechtlicher Unsicherheit bzw. Unterdrückung sowie interreligiöser Konflikte in dieser Großregion konzentriert. Dem Band geht es darum, neue Perspektiven auf bisher weniger beachtete Bereiche zu entwickeln, die neben dem ideologischen Aspekt der Auseinandersetzung auch juristischen Konfliktlösungen Bedeutung beimessen und Perioden und Bereiche von „unspectacular coexistence“ (S. XI) belegen. Es sollen Basisinformationen über Rechtsmittel geboten werden, die der Kooperation, Mediation und Kompromissfindung dienen. Ein anderer wichtiger Aspekt ist die Betrachtung der Wirkung des Rechts neben bzw. außerhalb seines normativen Charakters und seine Einordnung in Phasen und Bedingungen von Funktionalität und Dysfunktionalität. Es wird untersucht, wie rechtliche Kodifizierungen auf den kulturellen Habitus religiöser Gruppen wirkten und mit anderen sozialen Feldern, wie Politik, Wirtschaft und auch Kunst, korrelierten. Ziel ist es dabei, auf Kontinuitäten und Diskontinuitäten hinzuweisen, die sich nur mittelbar oder auch außerhalb staatlicher bzw. machtpolitischer Konfigurationen entwickeln.

Nach einem einführenden Beitrag der Hrsg., der das Grundanliegen des Bandes umreißt und die einzelnen Artikel vorstellt, sind die insgesamt 15 Abhandlungen mit einem Umfang von durchschnittlich 20 Seiten in vier Kapitel gegliedert. Unter der Überschrift „Imagining Law – Imagining Society“ behandelt Jürgen Heyde den Rechtsdiskurs im polnischen Sejm und seine politische Funktion anhand der antijüdischen Gesetzgebung von 1538. Anna Juraschek versucht sich in einer literarischen Interpretation von Shakespeares Shylock durch Karl Emil Franzos' Darstellungen jüdischer Figuren Ostgaliziens und seine Beeinflussung durch die Rechtsschule Rudolf von Jherings. In Anlehnung an Benedict Andersons Konzept der „imagined communities“ führt Jana Osterkamp den Begriff des „imagined law“ als „law that cannot yet be implemented“ (S. 42) ein, um damit Konzepte konfessioneller Gruppen zum föderalen Charakter der Habsburgermonarchie und der Position Galiziens zu erklären. Tracie L. Willson schließlich gibt mit „Women's Charity and Anti-Trafficking Associations“ in Lemberg um die Wende zum 20. Jh. Beispiele für „emergent law“ und die Einflussmöglichkeiten auf Rechtsdenken und Sozialverhalten.

Im folgenden Kapitel „Shifts in Political Rule and the Reorganization of Law“ stellen die Beiträge einen direkten Zusammenhang zwischen Herrschaftswechsel und Rechtskodifizierungen her. Angela Rustemeyer unternimmt dies für das russische Teilungsgebiet Polens unter Katharina II. und Hanna Kozińska-Witt für das Habsburger Galizien. Etwas anders ausgerichtet sind die Beiträge von Oksana Leskiw, die sich am Beispiel des Priesters Iosif Levytskyi der zentralen Funktion des unierten Geistlichen im Prozess der

Nationalisierung der ruthenischen Bauernschaft zuwendet, sowie von Stephan Stach, der die Rolle und Funktion des Forschungsinstituts für nationale Minderheiten im Zwischenkriegspolen untersucht, einer Einrichtung, die im europäischen Maßstab beispielhaft war und deren Darstellung in der deutschen Forschungsliteratur bisher nur wenig Berücksichtigung fand.

Im dritten Abschnitt „Competing Laws – Competing Loyalties“ beschäftigt sich Dror Segev mit innerjüdischen Debatten um die religiösen Gesetze in Russland und Vladimir Levin ebenfalls für Russland mit dem Problem der Koexistenz von Zivilrecht und religiösen jüdischen Vorschriften. Liliana Hentosh untersucht das Verhalten des Metropoliten Andrei Sheptytskyi nach dem Zusammenbruch des Habsburgerreiches. Das letzte Kapitel des Bandes wendet sich unter der Überschrift „Ethno-Religious Coexistence in Legal Norm and Practice“ wieder verstärkt dem Aspekt von Rechtsstatus und Rechtspraxis zu. Die Rechtspraxis der städtischen Obrigkeit bei der Regulierung der Beziehungen von Christen und Juden untersucht Anat Vaturi für das frühneuzeitliche Krakau und Yvonne Kleinmann für Rzeszów. Maria Cieśła widmet sich dem Rechtsstatus und der sozialen Position der Juden im Großherzogtum Litauen im 17. und 18. Jh. Der Band schließt mit einer Untersuchung alltäglicher Rechtsstreitigkeiten zwischen religiösen und ethnischen Gruppen in russischen nordwestlichen Provinzen Mitte des 19. Jh. durch Eugene M. Avrutin.

Betrachtet man die Beiträge des Bandes unter dem Aspekt der formulierten Zielsetzung, so wird er ihr insgesamt voll gerecht. Hier werden mit hoher Sachkompetenz aus interdisziplinärer Perspektive historische Fallstudien geboten, die nicht nur rechtliche Normative und den Prozess ihrer Umsetzung betrachten, sondern, und das vor allem, die gesellschaftliche Wirksamkeit und Gestaltung von Zusammenleben in äußerst desperation geographischen Räumen behandeln.

Rostock

Ralph Schattkowsky

**Justyna Wierzchucka, Martin Kügler: Barockes Glas aus Schlesien.** / Śląskie szkło barokowe. Hrsg. von Gabriela Zawila und Markus Bauer. Verlag Gunter Oettel. Görlitz – Zittau 2016. 204 S., Ill. ISBN 978-3-944560-28-1. (€17,-)

Der nachfolgend besprochene zweisprachige Katalog begleitete die gleichnamige, 2016 im Schlesischen Museum in Görlitz und im Riesengebirgsmuseum in Hirschberg (Jelena Góra) gezeigte Ausstellung. Was von dieser Ausstellung bleibt, ist ein prächtiges Katalogbuch, das sowohl für Laien als auch für Kenner informativ und ein Genuss ist. Voraussetzung für die Ausstellung ist die Geschichte der Glasproduktion und -veredlung in Schlesien, die, wie andernorts auch, bis ins späte Mittelalter zurückreicht. Im Laufe der Zeit entwickelte sich jedoch in Schlesien eine besondere Glaskultur, die der anderer Zentren der Glasherstellung – man denke hierbei etwa vor allem an Venedig und Böhmen, aber auch an Sachsen oder die Glasherstellung in Frankreich – in nichts nachstand.

Einleitend wird auf das Zustandekommen der Ausstellung hingewiesen und der Stand der schlesischen Glasgeschichtsforschung zutreffend benannt: „Zwar sind in der deutschen wie der polnischen Literatur zahlreiche Gläser in Sammlungskatalogen und Einzelaufsätzen vorgestellt worden, doch fehlt es an aktuellen Überblicken und zusammenfassenden Arbeiten“ (S. 11). Es kann seitens des Rezensenten nur begrüßt werden, dass beide Museen eine „annähernd vollständige Präsentation“ ihrer Bestände vorgestellt haben.

In zwei weiteren Kapiteln werden die Sammlungen aus Görlitz und Hirschberg und ihre Geschichte vorgestellt. Das Museum in Hirschberg hat einen Bestand von über 7000 Gläsern aus der Sammlung des ersten Kustos des Museums, Mieczysław Buczyński, der bis ins 17. Jh. zurückreicht und zahlreiche wertvolle und unikale Stücke von europäischem Rang enthält. Vor allem sind es hier Gläser aus den Hütten der Familie Preussler in Schreiberhau, aus der Werkstatt von Christian Gottfried Schneider aus Warmbrunn und aus ande-

ren, wohl nicht identifizierten Werkstätten. Diese Kollektion gehört zu den wertvollsten in Polen.

Die Glassammlung im Museum in Görlitz ist nicht so umfangreich, konnte aber seit 1999 erheblich erweitert werden. Auch sie umfasst eine Reihe von Gläsern des 17. und 18. Jh. mit Spitzenstücken gleicher Qualität wie das Hirschberger Museum. Die Sammlung wurde durch Ankäufe aus dem Handel, aber auch aus der Sammlung Dietmar Zoedler ergänzt.<sup>1</sup> Hier sind es verschiedene Glashütten und Glasschneider, die dokumentiert werden, so der Glaskünstler Friedrich Winter.

Eine kurze Geschichte der Glashütten in Schlesien beschließt den einleitenden Teil. Es wäre nicht angemessen, an dieser Stelle eine eingehende Darstellung dieses Kunst- und Wirtschaftszweiges zu erwarten. Der Schwerpunkt des Kapitels liegt denn auch auf der Charakterisierung der Glashütte der Familie Preussler, die 1617 von der böhmischen auf die schlesische Seite des Riesengebirges zog.<sup>2</sup>

Es ist in diesem Rahmen unmöglich, die Präsentation der 154 Stücke dieser Ausstellung auch nur annähernd zu beschreiben. Folgendes soll wenigstens hervorgehoben werden: Die Abbildungen des Fotografen Arkadiusz Podstawka sind sämtlich hervorragend, sodass nicht nur ein hochinformativer, sondern auch ein ästhetisch ansprechender Eindruck entsteht. Bemerkenswert sind vor allem die Rundum-Präsentationen von Kelchen, die nicht nur an einer Seite graviert sind; diese Abbildungen erlauben eine vollständige Wahrnehmung des jeweiligen Glases. Die Vielfalt der abgebildeten Gläser reicht von Henkelbechern, Fußbechern, Pokalen mit und ohne Deckel, Kelchen und Humpen bis hin zu Flakons, Öllampen, Krügen, Karaffen und Tellern. Damit wird die Variationsbreite der Glasherstellung und -verwendung auch in Schlesien sehr gut dokumentiert.

Beschlossen wird der prächtige Katalog durch Konkordanzlisten, die die Zuordnung der einzelnen Gläser zu den beiden Museen gestatten, ein Register der eingravierten Devisen, ein Verzeichnis der Leihgeber<sup>3</sup> sowie eine Bibliografie.

Die relativ kurzen deutschen und polnischen Erläuterungen zu jedem Glas bieten die in diesem Gebiet üblichen technischen Daten (Herkunft, Herkunft von Schliß und Schnitt, Datierung, Beschreibung, Sammlungszugehörigkeit oder Leihgeber, Katalognachweise vorheriger Ausstellungen). Es folgt eine Beschreibung des Dekors mit dem Hinweis auf ähnliche Gläser. Hinzu kommen die hilfreiche Transkription der auf den Gläsern vorhandenen Inschriften sowie die Erläuterung von Symbolen, Wappen und topografischen Motiven. Dadurch werden die Gläser für den Leser „zum Sprechen gebracht“. Es ist ohne Zweifel bemerkenswert, welche Erzeugnisse die schlesische Glaskunst im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht hat, die nur noch selten im Handel zu sehen sind. Umso wichtiger ist ihre Präsentation, um diesen künstlerischen Zweig im Bewusstsein verankert zu halten.

Insgesamt wird mit Ausstellung und Katalog ein Bereich berührt, der wie etwa die Möbel-, Schmuck- oder Buchherstellung zu den zentralen kulturellen Phänomenen gehört. Es wäre daher in diesem Kontext sicher sehr aufschlussreich – was aber keineswegs als eine Kritik an dem vorliegenden Katalog verstanden werden sollte –, wenn die ästhetische Seite der Glasproduktion etwa Schlesiens und Böhmens in den Zusammenhang der übrigen Künste oder Lebensgewohnheiten (z. B. Essen, Medizin, Badewesen, Reise, Religion,

<sup>1</sup> DIETMAR ZOEDLER: Schlesisches Glas – Schlesische Gläser. Geschichte und Geschichten, Würzburg 1996.

<sup>2</sup> Es sei hier lediglich verwiesen auf E[UGEN] v. CZIHAK: Schlesische Gläser. Eine Studie über die schlesische Glasindustrie früherer Zeit nebst einem beschreibenden Katalog der Gläserammlung des Museums schlesischer Altertümer zu Breslau, Breslau 1891, der auf S. 207-219 ein 136 Nummern umfassendes Verzeichnis der Glashütten des 14.-19. Jh. bietet. Auch bei ZOEDLER (wie Anm. 1) sind zahlreiche Angaben zu schlesischen Glashütten zu finden.

<sup>3</sup> Im Katalog sind nur Gläser aus Görlitz und Hirschberg abgebildet.

Freundschaft) gestellt werden könnte. Glaskunst und Gebrauchsglas bestanden nicht allein für sich, sondern hatten, wie alle anderen Künste der Frühen Neuzeit auch, individuelle und gesellschaftliche Funktionen, die von den Vorstellungsstrukturen (antike und biblische Tradition, Symbolik, Allegorie etc.) nicht abgelöst gedacht werden können. Dies ist jedoch ein anderes „weites Feld“.

Oldenburg

Detlef Haberland

**Michał Szulc: Emanzipation in Stadt und Staat.** Die Judenpolitik in Danzig 1807-1847. (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. 46.) Wallstein. Göttingen 2016. 352 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-8353-1853-3. (€34,90.)

This deeply researched local history of Jewish emancipation in the city of Danzig provides a rich and detailed study of some of the most enduring questions in the field of German Jewish history. How might one characterize relations between Germans and Jews in the crucial period following the French Revolution when European politics were significantly transformed by growing calls for equality? How did German-speaking Central Europeans respond to and carry out the emancipation of the Jews? How did Germans and Jews understand emancipation? What did equality mean? Did it mean the granting of legal equality? Or was some other notion of equality at stake in early 19th century discussions about Jewish emancipation?

Michał Szulc approaches these questions from a political and legal perspective, as he states in his introduction: ‘Als Judenemanzipation wird in der vorliegenden Arbeit die rechtliche Gleichstellung von Juden und Christen verstanden, die auf einem politischen Programm mit dem Ziel der Abschaffung des Ständesystems und der Integration von Juden in die Gesellschaft beruhte’ (p. 13). While the second part of this definition opens up the issue of equality to a much broader and more open-ended notion of ‘integration’, the first part adheres more narrowly to a legal understanding of equality. Sz. justifies his focus on legal equality in a twofold manner: first, he suggests that contemporary actors understood Jewish emancipation in terms of the extension of certain rights and privileges to Jews; and second, he situates his study within the historiography on German Jewish emancipation, a historiography that has tended to define Jewish emancipation in legal terms.

Regarding the latter, Sz. seeks to make a contribution of his own by attempting to move beyond the grand narrative of ‘success’ that has long animated scholarship on German Jewish emancipation. This narrative traces the movement towards granting legal emancipation to Jews without paying due attention to its implementation. It is precisely this implementation of state norms and rules that Sz. aims to analyse. Interested in the age-old distinction in European thought between ‘ought’ and ‘is’, Sz. sets out to explore the complexities of implementing norms on the local level. He does so by providing a highly detailed bureaucratic history based largely on administrative records conserved in the Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz.

The book consists of eight chapters that move forward chronologically. After providing a historical overview of the legal condition of Jews in the city of Danzig from the late medieval period to the early 19th century, Sz. begins his story in 1807 when Danzig came under French occupation. Local officials found themselves in a bind. Whereas French authorities pressed them to apply legal equality to all citizens, they met with intense resistance from Christian Danzigers who opposed the extension of civil rights to Jews because it threatened their privileged position in the city. While pressure from the French soon lessened, outside demand for reform did not: city officials had to deal with the series of Prussian reforms enacted from 1807 to 1813 that sought to break the political, social, and economic hierarchies that dominated everyday life in the city. Despite continued resistance from city officials and Christian citizens, Jews in the city were officially granted state and city citizenship rights based on the 1812 Edict of Emancipation. But the actual implementation of the edict’s regulations by city officials was hardly seamless. City

officials increasingly sided with local opponents of emancipation who, in 1819 and 1821, turned to physical and verbal violence to express their opposition to equality. This eruption of violence represented a clear position against equal rights (p. 201).

Beginning in the 1830s, however, the general attitude towards Jewish emancipation started to shift somewhat as more Danzigers expressed a willingness—despite continued socio-cultural distance between Christians and Jews—to accept Jews into some aspects of public life. Sz. charts this change in an interesting chapter on public debates about Jewish emancipation. As he adroitly summarizes: ‘Der in Danzig vorherrschende Konservatismus, der auf der Idee der Exklusivität des Danziger Stadtbürgerrechts basierte, bestand durchaus das ganze Jahrhundert hindurch. Er unterlag jedoch einem Wandel, sodass die breiten Kreise der Bürgerschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts generell bereit waren, auch Juden in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens zu akzeptieren’ (p. 306).

While this sensible argument might capture the general attitude towards the issue of Jewish emancipation in mid-19th-century Danzig, Sz. could have explored more deeply what acceptance, integration, and emancipation meant for his historical actors. How precisely did German-speaking Central Europeans understand the revolutionary concept of equality? To be sure, many Germans likely understood equality in the liberal sense that this study assumes, namely in terms of granting legal rights to individual citizens. Yet, as Jonathan Sperber’s work on the dynamic political culture of Central Europe has extensively shown, there was a lively and contentious debate among Germans about equality and freedom that went beyond the liberal political tradition associated with Thomas Hobbes and John Locke.<sup>1</sup> Indeed, liberalism found itself competing with other notions of emancipation, not least that of socialism, which advocated overcoming individualism as the precondition for developing a community of radical equality. The Hobbesian exaltation of self-interest had to be transcended, not affirmed, as was the case when defining emancipation exclusively through the bestowing of civic rights. It would be surprising if Danzigers had remained unaware of this debate in Europe as they discussed the issue of Jewish emancipation. This limitation aside, Sz. has written a thoroughly researched book that will be of significant value to historians of both Jewish life and liberalism in 19th-century Germany.

Clemson

Michael Meng

<sup>1</sup> JONATHAN SPERBER: *The European Revolutions, 1848-1851*, Second Edition, New York 2005; IDEM: *Rhineland Radicals: The Democratic Movement and the Revolution of 1848-49*, Princeton/NJ 1992.

**Márkus Keller: Experten und Beamte.** Die Professionalisierung der Lehrer höherer Schulen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – Ungarn und Preußen im Vergleich. (Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Ostmitteleuropas, Bd. 24.) Harrassowitz. Wiesbaden 2015. 276 S., Ill. ISBN 978-3-447-10519-4. (€54,-)

Die Entwicklung des preußischen Schulwesens gilt als beispielhaft. Die Einführung der allgemeinen Schulpflicht 1717 sowie die unter Wilhelm von Humboldt eingeleitete neuhumanistische Bildungsreform stehen für die Innovationskraft des preußischen Staates im Bildungsbereich. Während die preußischen Entwicklungen immer wieder als Vergleiche für die deutschen Staaten herangezogen wurden, sind Vergleichsstudien zum höheren Schulwesen in den Staaten Ostmitteleuropas selten. Insofern nimmt sich Márkus Keller eines Desiderates der historischen Bildungsforschung an.

Im ersten Teil der Studie wird eine theoretische und begriffliche Einordnung der Professionalisierung von Lehrern im 19. Jh. vorgenommen. Auf dieser Grundlage untersucht der Autor „den Prozess der Formierung des notwendigen professionsspezifischen Wissens“ (S. 24) sowie die daraus ableitbaren Abwehrmechanismen gegen Interventionen. Darüber hinaus wird analysiert, wie es den Lehrern an höheren Schulen in Ungarn und

Preußen gelang, ihre Autonomie und ihre berufliche Monopolstellung zu wahren. Insgesamt geht es dem Autor um die mitteleuropäische Kontextualisierung der ungarischen Bildungsgeschichte des 19. Jh.

Ausgehend von der Modernisierungstheorie, den Differenzierungen des ungarischen „Intelligenz“-Begriffs und der deutschen historischen Forschung zum Bildungsbürgertum untersucht K. für den Professionalisierungsprozess wichtige Berufs- und Gesellschaftsbereiche. Zahlreiche Parallelen kann er zwischen der Entwicklung der ungarischen und der preußischen höheren Lehrerschaft herausarbeiten: so die Differenzierung in reale und humanistische Bildung, die Spezialisierungen der höheren Lehrerbildung und der damit einhergehenden Trennung von der Theologie.

Im zweiten Teil der Studie erarbeitet der Autor das Selbstbild der höheren Lehrerschaft. Dieser sei es in beiden Ländern gelungen, ein Ideal des gebildeten Bürgers gesellschaftlich zu etablieren. Den Unterschied erkennt K. vornehmlich in der Wahrnehmung der Differenz zwischen Ideal und Wirklichkeit, wobei die höheren Lehrer in Ungarn unter der Diskrepanz weniger litten.

Das letzte Kapitel ist den grundsätzlichen Fragen nach dem Verhältnis der höheren Lehrerschaft zum Staat gewidmet. Hierbei wird auf die Fragen der Lehrerbildung, des Curriculums, der professionsspezifischen Autonomie sowie der beamtenrechtlichen und gesetzlichen Rahmenbedingungen eingegangen. Die wesentlichen Unterschiede resultierten hier aus den unterschiedlich starken Einflüssen der Kirchen auf die inhaltlichen und strukturellen Angelegenheiten des höheren Schulwesens.

Ungeachtet des innovativen Ansatzes der Vergleichsstudie bleiben die Untersuchungsbereiche Ungarn und Preußen über weite Strecken unverbunden nebeneinander stehen. Den Fragen eines unmittelbaren Einflusses der preußischen Entwicklungen auf Ungarn oder eventuellen personellen Verbindungslinien wird nicht nachgegangen. Darüber hinaus hält der Autor an einigen nationalen Stereotypen fest. So wird im preußischen höheren Schulwesen ein nationales deutsches Schulwesen gesehen, ohne die spezifischen Entwicklungen der anderen deutschen Staaten im Blick zu behalten. Gleichzeitig werden dem „Organisationsentwurf“ von 1849 grundsätzliche Germanisierungstendenzen unterstellt. Dabei hätte es hier die Möglichkeit gegeben, die mitteleuropäische Dimension des von Hermann Bonitz und Franz Exner entworfenen achtklassigen Gymnasiums im Hinblick auf Ungarn näher zu beleuchten. Für die Anschaulichkeit der Darstellung wäre es außerdem von Vorteil gewesen, wenn beschriebene Teilfragen an Personen oder Strukturen konkretisiert worden wären. Irritierend ist ferner, dass die neuhumanistische Bildungsreform in Preußen mit Alexander von Humboldt in Verbindung gebracht wird.

Ungeachtet dieser Einwände legt K. eine theoretisch tief durchdrungene, inhaltlich verteilte und gut lesbare Vergleichsstudie vor. Sie bietet eine gute Grundlage für weitere komparative Arbeiten zum höheren Schulwesen zwischen den Ländern Mittel- und Ostmitteleuropas.

Naumburg – Leipzig

Jonas Flöter

**Mária Hidvégi: Anschluss an den Weltmarkt.** Ungarns elektrotechnische Leitunternehmen 1867-1949. (Transnationale Geschichte, Bd. 10.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2016. 414 S., graph. Darst., Kt., Tab. ISBN 978-3-525-30176-0. (€75,-)

Das vorliegende Werk ist die publizierte Dissertation der Wirtschaftshistorikerin Mária Hidvégi, die als Teil des Forschungsprojektes „Ostmitteleuropa Transnational: Positionierungsstrategien in Globalisierungsprozessen vom späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart“ am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) in Leipzig entstand und 2015 verteidigt wurde. Die Arbeit im Bereich Unternehmensgeschichte untersucht die wirtschaftliche Entwicklung der beiden elektrotechnischen Unternehmen Tungsram und Ganz & Co. über einen Zeitraum von 80 Jahren vom österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 bis zu deren Verstaatlichung Ende der 1940er

Jahre. Dabei stehen die branchen- und unternehmensspezifischen Internationalisierungsstrategien sowie die Anpassungsversuche an die sich verändernden Marktbedingungen im Zentrum der Untersuchung. Besondere Aufmerksamkeit widmet die Autorin transnationalen Unternehmenskooperationen, an denen sich die beiden ungarischen Unternehmen beteiligten. Die Studie kommt zu dem Ergebnis, dass deren Wettbewerbsfähigkeit auf ihrer Integration in die transnationalen, branchenspezifischen Wissens- und Verteilungsnetzwerke beruhte. Allerdings erforderte die asymmetrische Beziehung innerhalb dieser Netzwerke zu Weltmarktführern wie General Electric, Philips oder AEG ein taktisches Vorgehen zur Durchsetzung eigener Interessen.

Die Arbeit möchte folgende, über das gesamte erste Kapitel verstreute Forschungsfragen beantworten: Mit welchen Strategien wollten Tungsram sowie Ganz & Co. die Grenzen des relativ kleinen und langsam wachsenden ungarischen Binnenmarktes überwinden? Inwieweit konnten sie die Marktbedingungen innerhalb und außerhalb der Landesgrenzen ihren Interessen anpassen? Welche Vorteile zogen Tungsram und Ganz & Co. aus der Beteiligung an nationalen und internationalen Kartellen? Inwieweit sind Erfahrungen aus Auslandsmärkten in die strategische Entscheidungsfindung eingeflossen? Diese unternehmensfokussierte Perspektive öffnet die Autorin, indem sie weitere Fragen stellt: Welche Rolle spielten Großunternehmen bei der Gestaltung des Wirtschaftsnationalismus in Ostmitteleuropa? Wie konnten kleine Länder wie Ungarn trotz begrenzter Ressourcen und größerer Abhängigkeit von ausländischen Absatz- und Beschaffungsmärkten von der Globalisierung profitieren?

Zur Beantwortung dieser Fragen zieht H. verschiedene theoretische Ansätze wie den Neuen Institutionalismus (Oliver Williamson), die Weltsystemtheorie (Immanuel Wallerstein), Aspekte der Globalisierungsgeschichte (Jürgen Osterhammel) oder Theorien über die Entwicklung multinationaler Unternehmen wie das Diamantenmodell (Michael Porter) heran. Allerdings werden diese Theorien in der Arbeit nicht konsequent genutzt, was bei deren Bandbreite nicht überrascht. Die Vf. hat Archivmaterial des Deutschen Technikmuseums, des Landesarchivs Berlin, des ungarischen Nationalarchivs, des Siemens-Archivs sowie des ungarischen Archivs für Politikgeschichte und Gewerkschaften sowie, angeblich, drei führende Zeitungen ausgewertet. Allerdings bleibt nach der Lektüre unklar, um welche führenden Zeitungen es sich handelt, zumal im Quellen- und Literaturverzeichnis keine Zeitungen explizit aufgeführt werden.

Die Studie ist, wie die meisten historischen Arbeiten, chronologisch aufgebaut. Die drei deskriptiven Kapitel behandeln die erste Globalisierungswelle und die Entstehung der ungarischen elektrotechnischen Industrie (1867-1918), die Zwischenkriegszeit (1918-1939) sowie den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegsjahre (1945-1949).

Auf Basis der mikroökonomischen Analyse identifiziert H. mehrere Faktoren, die für die Entwicklung von Unternehmen aus nachholend industrialisierenden Ländern wie Ungarn wichtig gewesen seien, um im Hochtechnologiesektor zu multinationalen Unternehmen aufzusteigen. Dazu gehörten der frühe Markteinstieg noch vor der Entstehung von Eintrittsbarrieren durch Patentierung, Standardisierung und Oligopole, um an der Marktaufteilung und -konsolidierung zumindest als mittelgroßer Partner teilnehmen zu können. Darüber hinaus kommt die Autorin auf der makroökonomischen Analyseebene zu dem Schluss, dass in der Zwischenkriegszeit Wirtschaftsnationalismus und regionale Spannungen die Kosten für Markterschließung erhöht hätten. Dadurch sei die Position ungarischer Unternehmen in internationalen Kartellen geschwächt und Marktanteile in Kernmärkten bedroht worden. Im Ergebnis behalte die von Geoffrey Jones vorgeschlagene Periodisierung der Globalisierung aus Sicht multinationaler Unternehmen im Falle der ungarischen Unternehmen mit Einschränkungen ihre Gültigkeit. Darüber hinaus stütze die Studie Barry Eichengreens These, dass das im Vergleich zu Westeuropa und Japan geringere Wachstum in Ostmitteleuropa der Nachkriegszeit eine Konsequenz der dortigen institutionellen Rahmenbedingungen gewesen sei, die es nicht gestattet hätten, Wachstum im Vorfeld der Dritten Industriellen Revolution zu schaffen.

Diese Ergebnisse verdeutlichen, dass *Anschluss an den Weltmarkt* zu mehreren Aspekten der Wirtschaftsgeschichte Ostmitteleuropas einen Forschungsbeitrag leistet. Dazu trägt auch die Erschließung vielfältiger Archivbestände bei, was sich im Detailreichtum der Arbeit ausdrückt. Gerade dieser Detailreichtum erschwert dem Leser allerdings die Orientierung bei der Lektüre. Insbesondere das ständige sprunghafte Wechseln zwischen den beiden untersuchten Unternehmen verwirrt stellenweise. Darüber hinaus weist die Arbeit gewisse formale Mängel auf. Dazu zählen häufige orthografische Fehler sowie in Fußnoten angeführte, im Literaturverzeichnis aber nicht ausgewiesene Literatur. Diese punktuellen Schwächen schmälern jedoch nicht die Forschungsleistung der Arbeit, die insbesondere für Wirtschafts- und Globalisierungshistoriker eine gewinnbringende Lektüre darstellt.

Frankfurt (Oder)

Falk Flade

**Jindřich Vybíral: Friedrich Ohmann.** Objev baroku a počátky moderní architektury v Čechách / Friedrich Ohmann. Die Entdeckung des Barocks und die Anfänge der modernen Architektur in Böhmen. Vysoká škola uměleckoprůmyslová. Praha 2013. 350 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-80-86863-72-6. (Kč 441,-.)

Friedrich Ohmann (1858-1927) gehört zweifelsohne zu den herausragenden und produktivsten mitteleuropäischen Architekten des ausgehenden 19. Jh. Seine Werke befinden sich in einer Region zwischen Split, Wien, Prag und Magdeburg. Ein bis heute wenig untersuchter Aspekt war Ohmanns Rezeption des böhmischen Barock und sein Einfluss auf die Formierung der Architekturmoderne in Böhmen. Dieser Aufgabe hat sich der tschechische Kunsthistoriker Jindřich Vybíral angenommen, der zu den profiliertesten Kennern der tschechischen Architekturgeschichte des 19. und 20. Jh. gehört und das architektonische Werk Ohmanns bereits intensiv erforscht hat. In seiner umfangreichen Monografie in deutscher und tschechischer Sprache, die anlässlich einer Ausstellung an der Hochschule für angewandte Künste in Prag und in der Mährischen Galerie in Brünn 2013/14 erschien, bietet der Autor eine tiefgehende Analyse von Ohmanns zehnjährigem Wirken in Prag und Böhmen vor dem historischen Hintergrund einer ausgesprochen komplexen kulturpolitischen Dynamik. Die reich bebilderte Publikation ist in fünf einleitende Kapitel, einen Katalog und eine umfassende Anlage unterteilt. Die zum Teil großformatigen Abbildungen sind von ausgezeichneter Qualität und ermöglichen es dem Leser, die Details der Plan- und Fotodokumentation genau zu erkennen und die reproduzierten Handschriften zu lesen.

Einleitend verweist V. auf den zentralen Gedanken, dass „der Architekt in Prag und auf dem böhmischen Land nicht nur ein Echo der Vergangenheit hinterließ, sondern auch etwas Neues und Zeitgenössisches schaffen wollte“ (S. 11). Diese These wird zum Leitmotiv von Vybíral's Interpretation. So lernen wir Ohmann in seiner Prager Schaffensperiode (1888-1898) als einen engagierten Professor der Kunstgewerbeschule und produktiven Architekten kennen. Unter den zahlreichen Prager Werken sind vor allem das Palais Valtera (1891/92), das Café Corso (1897/98), in dem „die Secession Prag betrat“ (S. 252), das Hotel Central (1898-1902) und schließlich die Villa Kramář (1911-1914) zu nennen. Ohmanns Ansehen stieg zusätzlich mit seiner Erforschung der Barockarchitektur in Böhmen. Zu ihrer Popularisierung trug er im Wesentlichen durch sein 1896 erschienenes Werk *Architektur und Kunstgewerbe der Barockzeit, des Rococo und Empires aus Böhmen und anderen österreichischen Ländern* bei. Dass sein erstes öffentliches Werk, der Kaiserpavillon auf der Jubiläumsausstellung (1891), von der Kritik als Ausdruck des „Prager Barocks“ (S. 31) gefeiert wurde, ist kein Zufall: Der wiederentdeckte Stil wurde zu diesem Zeitpunkt zur „vitalsten Richtung der tschechischen Architektur am Ende des Jahrhunderts“ (S. 47) erklärt. Ohmann, der bereits in Wien diesen zu diesem Zeitpunkt ästhetisch negativ bewerteten Stil gewürdigt hatte, sah in Prag eine Gelegenheit zur weiteren Auseinandersetzung mit der Barockarchitektur. Zeichneten sich Ohmanns erste Werke und Restaurierungen, wie etwa die Erneuerung der spätbarocken Kirche in Zlonitz (1892-1899), durch wörtliches Zitieren und Kompilation der historischen Vorlagen aus, wird in



der späteren Phase seines Prager Schaffens der Umgang mit Stilvorlagen freier und subjektiver. Vybiral bezeichnet diese Vorgehensweise als „historische Synthese“ (S. 60) und erfasst damit treffend den Formfindungsprozess des Architekten. Der Begriff „Barock“ wird in Ohmanns Spätwerk im Sinne Heinrich Wölfflins zum Synonym einer malerischen und offenen Form, die Möglichkeiten zur schöpferischen Entwicklung bietet. Ein treffendes Beispiel dafür ist der Innenraum des Theaters Variété (1893-1897) in Prag.

Doch Ohmanns Barockbegriff erschöpft sich nicht im Ästhetischen, wie V. in seiner Analyse überzeugend veranschaulicht. Am Beispiel der architekturpolitisch begründeten Diskussion über den Bau der Villa für den tschechischen Politiker und Führer der jungtschechischen Partei Karel Kramář (1911-1914) zeigt der Autor die Vielschichtigkeit der Barockrezeption in Böhmen. Die Vergabe des Auftrags an den Wiener Architekten führte in der Tagespresse nicht nur zu einer politischen Kampagne gegen Kramář und einer nationalistisch gefärbten Agitation gegen Ohmann, sondern auch zu „einer ideologischen Kritik des Barocks als reaktionären, katholischen und antitschechischen Stil“ (S. 85). Diese politisch aufgeladene Wertung zeigt die Ambivalenz des Prager Barocks, die auch in Ohmanns Werk sichtbar wird. Als Gründungsmitglied der Wiener Sezession und anerkannter Modernist setzte er sich über die Kategorie Stil hinweg und betonte den Akzent auf den schöpferischen Geist, der die formalen und urbanistischen Qualitäten in den Vordergrund stellt. Der Prager barocke *genius loci*, insbesondere das dialogische Bauen der Ära Dientzenhofer, wurde für Ohmann zur Inspirationsquelle bei seinem Selbstfindungsprozess zum Modernismus und „bot ihm den ersehnten Mittelweg zwischen gänzlicher Freiheit der künstlerischen Vorstellungskraft und Rationalität der Regeln und Gesetze“ (S. 95). Diese abschließend von Vybiral formulierte These lässt sich angesichts der Tatsache, wie gut sich die Werke Ohmanns auf den heutigen urbanen Kontext Prags beziehen lassen, nur unterstreichen.

Auf die einführenden Kapitel schließt sich der chronologisch unterteilte Katalog an, der als Hauptverdienst der Arbeit gelten dürfte. In einer umfassenden Analyse stellte V. insgesamt vierzig zum Teil unbekannte Werke Ohmanns in Prag und ganz Böhmen vor und gibt einen hervorragenden Überblick über den Formfindungsprozess und die Bandbreite dessen architektonischen Schaffens. Die Anlage enthält neben einem von Ohmann selbst verfassten „Amtlichen Lebenslauf“, der einige *bis dato* in der Fachliteratur „tradierte Ungenauigkeiten“ (S. 308) korrigiert, dessen transkribierte Korrespondenz mit Josef V. Myslbek und Karel Mádl. Der umfassende Materialfundus bietet eine einzigartige Basis für die weitere Erforschung des Werks von Friedrich Ohmann.

V. präsentiert sich als ein souveräner Kenner des Ohmannschen Schaffens in Prag und Böhmen, dem es durch eine gelungene Verknüpfung von Text und Bild gelingt, einen Balanceakt zwischen der Erfüllung wissenschaftlicher Ansprüche und der Befriedigung der Bedürfnisse eines breiteren Publikums zu schaffen. Diese Kombination verleiht seiner Monografie eine zusätzliche Qualität.

Bamberg

Zuzana Güllendi-Cimprichová

**Races to Modernity.** Metropolitan Aspirations in Eastern Europe, 1890-1940. Hrsg. von Jan C. Behrends und Martin Kohlrusch. Central European Univ. Press. Budapest u. a. 2014. XII, 356 S., Ill., Kt. ISBN 978-963-386-035-9. (€45,-)

Das Thema des vorliegenden Sammelbands ist die Wirksamkeit der Vorstellungen von Modernisierung für die städtebauliche Praxis in zügig wachsenden Städten im östlichen und südlichen Europa. Mit *Moderne* meinen die beiden Hrsg. die Beschleunigung eines breiten Prozesses der Industrialisierung, Verstädterung und gesellschaftlichen Transformation, der mit einer zeitlichen Verzögerung auch den östlichen Teil Europas voll erfasst hat. Martin Kohlrusch und Jan C. Behrends verweisen in der Einleitung auf eine Spezifik osteuropäischer Städte, die im späten 19. und frühen 20. Jh. Metropolen wurden oder werden wollten. Diese liege in der Gleichzeitigkeit des imperialen Entstehungskon-

texts, einer multireligiösen und -ethnischen Lebenswirklichkeit der Einwohner und dem Aufstreben von miteinander konkurrierenden Nationalbewegungen begründet. In der daraus resultierenden Konstellation erkennen die Hrsg. eine spezifische osteuropäische Form von Urbanität. Zu dieser gehöre auch die langfristige Wirkung von politischen Konflikten zwischen verschiedenen sozialen Einwohnergruppen, die spätestens zum Beginn des 20. Jh. zum Ausbruch von innerstädtischer Gewalt geführt habe.

Mit „Races to Modernity“ ist die Beschleunigung der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung gemeint, aber auch die Wahrnehmung, aufholen zu müssen, eine Bewegung, die stets nach vorne gedacht war. Diese gedachte und gebaute urbane Zukunft war damit immer auch eine Abkehr von den lange Zeit rural geprägten Gesellschaftsstrukturen, denn die Mehrheit der Bevölkerung in der Region lebte noch zu Beginn des 20. Jh. in Dörfern und Kleinstädten.

Die Hrsg. verwenden im Titel den Begriff „metropolitan aspirations“, weil bei weitem nicht alle bearbeiteten Fallbeispiele auf die klassische, im Westen des Kontinents geprägte Definition einer Metropole zutrifft. Dennoch verweisen sie zu Recht auf Athen, Sofia, Belgrad, Kiew, Warschau, Kaunas, Wilna, Riga, Tallinn und Helsinki als lokale Brennpunkte nationaler, staatlicher und öffentlicher Auseinandersetzungen. Sich nicht an den späteren Grenzen des östlichen Europa im Kalten Krieg zu orientieren, sondern die südwestlichen Teile des Osmanischen Reichs in die vergleichende Anordnung von Einzelstudien einzubeziehen, ist eine sinnvolle, richtungweisende Entscheidung. In der Abfolge der Beiträge von Eleni B a s t é a über Athen, Dubravka S t o j a n o v i ć über Belgrad und Elitza S t a n o e v a über Sofia wird die städtebauliche Auswirkung der Gründung neuer staatlicher Gebilde im 19. Jh. deutlich. Sowohl in Belgrad als auch in Sofia sei die Neuordnung von Paris durch Georges-Eugène Haussmann über den Umweg der symbolischen und realen Umgestaltung Athens rezipiert worden.

Die auf Wachstum ausgerichtete Stadt erscheint im vorliegenden Band als gebaute Infrastruktur, die einerseits eine wirtschaftliche Dynamik ermöglichen, aber immer auch die Modernität staatlicher Strukturen repräsentieren soll. Besonders die Fallstudien über die in Folge des Ersten Weltkriegs entstandenen Hauptstädte zeigen eine neue Form von Staatlichkeit, die sich im Stadtraum materialisiert.

Die Autoren zeichnen genau nach, wie sich Beamte, Stadtplaner und Architekten darum bemühten, eine neue Form moderner Räumlichkeit zu planen und umzusetzen. In den Fallstudien wird deutlich, dass in diesen Projektionen jeweils eine andere nationale Interpretation der internationalen Moderne enthalten war. Steven A. M a n s b a c h zeigt anhand von Kaunas und Tallinn, wie funktionalistische Architektur der 1930er Jahre national gedeutet wurde. Eva B l a u verweist anhand von Zagreb aber darauf, dass die Umsetzung von weitreichenden Plänen stets eine pragmatische Handhabung mit den Mühen der Ebene beinhaltet habe. Sie erkennt in den „hybriden Bedingungen des Geplanten und Ungeplanten“ eine besondere „Freiheit der Peripherie“ (S. 311) und zeigt, wie die Planer und Architekten vor Ort die strukturelle Unsicherheit für ihre eigenen gestalterischen Zwecke nutzten.

Der Beitrag des Buches zu einer Verortung von osteuropäischen Stadtgeschichten im breiteren Forschungskontext liegt, neben dem geografischen Überblick, darin, dass es sich der Arbeitswelt der städtebaulichen Akteure zuwendet. Es ist den Hrsg. ein besonderes Anliegen, das Planen nicht nur als komplexen technischen Vorgang, sondern als Kommunikationsprozess zu untersuchen, in dem die modernen Zukunftsvisionen in ganz unterschiedlichen Öffentlichkeiten ausgehandelt werden. Das wird besonders deutlich in Kohlrauschs Beitrag über die bereits 1934 erfolgte Entwicklung einer Vision für die radikale Umgestaltung der polnischen Hauptstadt als „Warszawa Funkcjonalna“, die in Teilen erst umgesetzt wurde, nachdem die deutschen Besatzer Warschau gänzlich zerstört hatten und ein planerischer Neubeginn nötig, aber auch möglich wurde.

Anhand der Fallstudie zu politischen Umbrüchen im Kiew arbeitet Faith Hillis klar heraus, dass die gegenseitige Bedingtheit von Planung, politischem Kampf und dem Ein-

gebundensein der Städte in einen größeren staatlichen Zusammenhang 1905 zur Freisetzung von Gewalt beitrug. Behrends zeigt anhand der radikalen Umgestaltung Moskaus unter Stalin, dass die planerische Vision des 1935 fertig gestellten Generalbebauungsplans für die sowjetische Hauptstadt bereits einen Teil der gesellschaftlichen Gewalt antizipierte, der im Zuge seiner Umsetzung in den folgenden Jahren angewandt wurde. Dadurch wird auf unterschiedlichen Ebenen deutlich, dass die Zerstörung von Stadtraum nicht eine ungeplante Nebenwirkung der Modernisierung ist, sondern ihr inhärenter Bestandteil.

Warszawa

Felix Ackermann

**Population Displacement in Lithuania in the Twentieth Century.** Experiences, Identities and Legacies. Hrsg. von Tomas Balkelis und Violeta Davoliutė. (On the Boundary of Two Worlds, Bd. 43.) Brill. Leiden – Boston 2016. XIII, 263 S. ISBN 978-90-04-31409-2. (€99,-.)

Der vorliegende, an der Fakultät für Geschichte der Universität Vilnius entstandene Sammelband nimmt mit „Litauen“ ein Gebiet in den Fokus, das im hier behandelten 20. Jh. in seinen räumlichen wie auch politischen Grenzen disparat und zudem von einer Bevölkerung besiedelt war, die in ethnischer Hinsicht höchst heterogen war. Vor diesem Hintergrund bietet der thematische Fokus, die Bevölkerungsverschiebung („population displacement“) während zweier Weltkriege sowie in einer bewegten Zwischen- und Nachkriegszeit, ein überaus breites Feld für mögliche Einzeluntersuchungen. Intendiert ist, so die Hrsg. Tomas Balkelis und Violeta Davoliutė, die im litauischen kollektiven Bewusstsein tief verankerten Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg mit vorausgegangenen Entwicklungen zu verknüpfen und somit aus ihrer Isoliertheit herauszulösen.

Die um ein Vorwort von Peter Gatrell ergänzten Einzelbeiträge decken, wie auch die Hrsg. betonen, bei weitem nicht alle betroffenen ethnischen und religiösen Gruppen ab. Zu einigen Themenbereichen seien in jüngster Zeit bereits Untersuchungen erschienen, sodass man sie hier nicht noch einmal aufgegriffen habe, vieles sei aber auch noch gar nicht erforscht. Aufgrund der breiten thematischen Streuung kann es nicht verwundern, dass das Compendium lediglich Schlaglichter auf den Forschungsgegenstand wirft.

Der Band bietet drei Schwerpunkte in grob chronologischer Reihenfolge: Drei Studien sind dem Ersten Weltkrieg und der Zwischenkriegszeit gewidmet. Es folgen zwei Aufsätze zur Bevölkerungsverschiebung in der Region Klaipėda von der Nachkriegszeit bis 1960. Fünf Beiträge stellen den Zweiten Weltkrieg und die Folgejahre in den Fokus.

Thematisch eng miteinander verbunden sind die ersten beiden Untersuchungen zum Ersten Weltkrieg. Andrea Griffante beleuchtet die Rolle litauischer Hilfskomitees für den Nationsbildungsprozess 1914-1920. Das Ziel der maßgeblichen Organisationen, aus der bäuerlich geprägten litauischen Bevölkerung eine Mittelklasse zu schaffen, wird vielfältig belegt und das Vorgehen anhand zahlreicher Beispiele illustriert. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf den Organisationen im Besatzungsgebiet Ober-Ost. Demgegenüber fokussiert Balkelis die von litauischen Flüchtlingen bzw. deren Eliten in Russland geschaffenen Organisationen, ihre Vernetzung und ihr Hinwirken auf die Herausbildung einer „Moral-Gemeinschaft“. Klaus Richter widmet seinen Beitrag den Folgen der Umgruppierung von zunächst an ihrem Wohnort verbliebenen Bevölkerungsgruppen durch Grenzverschiebungen. Die jeweils Herrschenden bewerteten die ethnischen und religiösen Bevölkerungsgruppen hinsichtlich ihrer Nutzbarkeit. Die auf dieser Grundlage gesetzten Rahmenbedingungen standen in Wechselwirkung mit den von der Zivilbevölkerung entwickelten wirtschaftlichen Überlebensstrategien.

Im ersten Beitrag zum zweiten, der Region Klaipėda gewidmeten Teil untersucht Vasilius Safronovas die Einflüsse von Herrschaftswechsels auf die Identität der Einwohnerschaft. Er befasst sich dabei mit den Jahren 1919 bis 1960. Ruth Leiserowitz legt, aufbauend auf einen Abriss der wechselnden politischen Zugehörigkeit der Region, den

Schwerpunkt ihrer Studie auf die mentalen Dispositionen der Einwohner mit deutschen Wurzeln, die auch darüber entschieden, ob sie emigrierten oder blieben.

Den thematischen Block zum Zweiten Weltkrieg leitet Theodore R. Weeks mit einem chronologischen Abriss der Bevölkerungsumsichtung in der Stadt Vilnius 1939-1949 ein. Dabei wird die gegenseitige Wahrnehmung der jüdischen, polnischen und litauischen Einwohner vor und in den Kriegsjahren fokussiert, bevor nach dem Genozid durch die Nationalsozialisten und die spätere „Repatriierung“ der polnischen Bevölkerung eine im Großen und Ganzen ethnisch homogene Stadt geschaffen wurde. Vitalija Stravinskienė widmet sich in ihrem gut recherchierten Beitrag der Repatriierung der polnischen Bevölkerung aus Litauen in den Jahren 1944-1947. Dabei gelingt ihr eine Analyse der Prozesse im Spannungsfeld zwischen sowjetischen Direktiven und regionalen Besonderheiten. Mit den 1941 von den Sowjets deportierten Juden widmet sich Davoliūtė einer bis dato kaum untersuchten Opfergruppe, wobei sie sich primär auf Interviews stützt. Der Beitrag von Arunas Streikus beschäftigt sich mit dem religiösen Leben im Litauen der Nachkriegszeit. Er stellt dar, wie sich entsprechende Erfahrungen während der Verbannung bzw. der Umschichtung der Bevölkerung in den Regionen Vilnius und Klaipėda bis 1960 auswirkten. Der Beitrag von Daiva Dapkutė über im letzten Kriegsjahr nach Westen emigrierte Litauer und deren Bezüge zum Heimatland beschließt den Sammelband.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass einzig eine räumliche und eine zeitliche Klammer diese Sammlung thematisch äußerst unterschiedlicher Beiträge zusammenhalten. Auch führt der erfahrungsgeschichtliche Ansatz (S. 4) nicht zu einer deutlichen methodischen Schnittmenge zwischen den Einzelbeiträgen. Liegt das Verdienst einiger Aufsätze primär in der Aufarbeitung der vielsprachigen Sekundärliteratur, so steht in anderen die Analyse unterschiedlicher Archivmaterialien im Mittelpunkt. Am ehesten ergänzen sich die ersten beiden Untersuchungen zum Ersten Weltkrieg zu einer Gesamtbetrachtung von Einflüssen, die die litauische Nationsbildung prägten. Explizite Verknüpfungen zwischen den Analysen zum Zweiten Weltkrieg mit denjenigen zu vorangegangenen Entwicklungen werden kaum hergestellt. Das Verdienst des Bandes liegt somit, neben der Präsentation von Beiträgen zu bisher wenig oder gar nicht betrachteten Untersuchungsgegenständen, vor allem darin, die Notwendigkeit von umfassenderen Langzeitstudien zu veranschaulichen.

Tübingen

Christiane Topp

**Jiří Pokorný: Pracovat a nebát se!** Kapitoly z dějin odborů v českých zemích. [Arbeiten und sich nicht fürchten! Kapitel aus der Geschichte der Gewerkschaften in den böhmischen Ländern.] Českomoravská konfederace odborových svazů – Sondy. Praha 2015. 238 S., Ill. ISBN 978-80-86846-60-6.

Das Buch ist der erste Überblick über die Geschichte der Gewerkschaften in den böhmischen Ländern von ihren Anfängen bis zur Gegenwart nach der Wende von 1989/90. Es beschreibt die gewerkschaftliche Entwicklung in enger Verbindung mit den wechselnden politischen Rahmenbedingungen, von den österreichisch-ungarischen Verhältnissen und der parlamentarischen Ersten Tschechoslowakischen Republik über die autoritäre Zweite Republik, das Protektorat Böhmen und Mähren, die „gelenkte Demokratie“ der Jahre 1945-1948 und die Tschechoslowakische Sozialistische Republik zur Tschechischen Republik. Das Schwergewicht liegt auf der Geschichte der Revolutionären Gewerkschaftsbewegung (ROH) unter kommunistischer Herrschaft und der Geschichte der Böhmischemährischen Kammer der Gewerkschaftsverbände (ČMKOS), die sich nach der Auflösung der ROH (März 1990) als der tschechische Teil der Tschechoslowakischen Konföderation der Gewerkschaftsverbände (ČSKOS) konstituierte. Abgeschlossen wird der Band mit einem dokumentarischen Anhang, der vor allem grundlegende Texte zur postkommunistischen Gewerkschaftsbewegung enthält.

Der Autor wendet sich nicht nur an die wissenschaftliche Öffentlichkeit, ohne deshalb konzeptionell und in der Präsentation der Fakten Zugeständnisse zu machen. Strittige Fragen werden nicht glatt gebügelt. Unrühmliche Kapitel bleiben unrühmliche Kapitel.

Das eigentliche Verdienst der Untersuchung liegt darin, dass sie eine sehr zuverlässige und rasche Orientierung über die zentralen Probleme der Gewerkschaften in den verschiedenen Zeitperioden ermöglicht. In besonderem Maße gilt dies für die Darstellung der gewerkschaftlichen Politik nach 1989, die ein eindringliches Bild der zwiespältigen Rolle zeichnet, die die Gewerkschaften zwischen „opposing the old system and ambiguously both supporting and opposing the recently restored market economy“ zu spielen haben.<sup>1</sup> Zu den Vorzügen der Studie gehört schließlich, dass sie weitere Forschungen anregt und auf weiße Flecken in der Geschichte der Gewerkschaften in den böhmischen Ländern aufmerksam macht, die eine detaillierte Aufarbeitung lohnend erscheinen lassen. Hierzu gehört beispielsweise die in verstreuten Hinweisen erwähnte und bislang weitgehend unbekannte Diskussion über das Projekt einer mitteleuropäischen Union der Gewerkschaften, die nach 1933 in der Tschechoslowakei von tschechischen, deutschen und emigrierten reichsdeutschen Gewerkschaftern geführt wurde.

Die Geschichte des Zusammenbruchs des Sowjetsozialismus wurde und wird durchweg – um das Marx'sche Wort von der „Resurrektion der gefallenen Natur“ zu paraphrasieren – als Geschichte der „Resurrektion der gefallenen Demokratie“ erzählt. Dabei versäumen es nur wenige Autoren, sich außergewöhnliche Weitsicht zuzubilligen, indem sie die Entwicklung des Sowjetsystems als einen geradezu teleologisch gerichteten Verfallprozess beschreiben. Es spricht für die vorliegende Untersuchung, dass sie auf eine solche (bestenfalls komische) Attitüde verzichtet. Auf der anderen Seite erliegt sie ein wenig, wie mir scheint, dem Charme der nationalen und politischen Einheit im Moment der Abwahl der KPTsch-Diktatur. Ein Musterbeispiel ist der Konflikt, der 1968 zwischen der in den Betriebsausschüssen der Gewerkschaften organisierten Masse der Arbeiterschaft und der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KPTsch) sowie der ROH ausgetragen wurde. Nach Auffassung des Autors ist es der reformierten KPTsch im Prager Frühling gelungen, das Gros der Arbeiterschaft über das Partizipationsangebot der Arbeiterräte (radý pracující) für die (sozial riskoreiche) Liberalisierung der Wirtschaft, für den Übergang zur „sozialistischen Marktwirtschaft“ und für das Programm weitgehender Betriebsautonomie zu gewinnen.

Es steht außer Zweifel, dass die politische Generallinie der Reformbewegung in der Arbeiterschaft mehrheitlich positiv aufgenommen wurde. Für die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zielsetzungen der reformierten KPTsch galt dies nicht. Informell verfügte die Industriearbeiterschaft 1968 über eine erhebliche betriebliche Machtposition, im Prager Frühling sollte diese nun auch formell abgesichert werden. Da die Arbeiterräte früh zu bloßen Beratungsorganen des industriellen Managements herabsanken und die KPTsch sich gleichzeitig nachdrücklich für die Wiederherstellung der „Autorität und Rechtsmacht“ des Managements einsetzte, verfiel das Partizipationsangebot der Partei in den Fabriken als „Managersozialismus“ dem allgemeinen Spott. Die von den gewerkschaftlichen Betriebsausschüssen vorangetriebene Auflösung der ROH im Frühjahr 1968 und der Übergang zur Wiedergründung kleiner und kleinster Gewerkschaftsverbände sollten die „Festung Betrieb“ stärken, die sich seit den frühen 1950er Jahren unter dem Einfluss einer syndikalistischen Programmatik herausgebildet hatte. Dass in der Satzung der gewerkschaftlichen Betriebsausschüsse das Streikrecht des Einzelbetriebs und ein Vetorecht gegen diejenigen Anordnungen der Betriebsleitung verankert werden sollten, die „Rechte der Arbeiter“ verletzen, belegt – neben vielen anderen Indizien – diesen syndikalistischen und antizentra-

---

<sup>1</sup> DAVID OST, STEPHEN CROWLY: Making Sense of Labor Weakness in Postcommunism, in: DIES. (Hrsg.): Workers after Worker's States. Labor and Politics in Postcommunist Eastern Europe, Lanham u. a. 2001, S. 219-233, hier S. 230.

listischen Trend zur Abschottung gegen höhere institutionelle Arrangements und zu einer umfassend demokratisierten betrieblichen Selbstverwaltung.

Vor dem Hintergrund der Masse der Literatur hat die Untersuchung trotz der hier vorgebrachten Einwände einen besonderen Stellenwert. Der Mainstream hält kritische Sozialgeschichte für einen Nebenschauplatz der historischen Forschung, das traditionelle Konzept der Arbeitergeschichte – die widersprüchliche Verflechtung von Arbeiterbewegung, Staat, Kapital und Politik – gilt ihm als hoffnungslos veraltet, und seinem flüchtigen Blick vom Olymp der Demokratie in die sozialen Niederungen erscheinen alle Katzen gleichermaßen grau. Dem setzt die Untersuchung scharfe Kritik an den postkommunistischen politischen Führungsgruppen entgegen, deren Repräsentanten – um nur ein Beispiel zu nennen – traditionelle Arbeiterrechte wie betriebliche Mitbestimmung 1990 zu einer „bolschewistischen Formulierung“ erklärten (S. 201).

Es ist eine wohlüberlegte, weil methodisch-konzeptionell weiterführende Entscheidung des Autors, dem Kapitel über die Periode des Sowjetsozialismus verhältnismäßig breiten Raum einzuräumen. Hier besteht unter sozial- und gesellschaftsgeschichtlichem Aspekt der größte Nachholbedarf. So liefert die Untersuchung eine Reihe von Anhaltspunkten dafür, dass ein Lieblingstopos der Literatur, wonach sich die Gesellschaft im tschechoslowakischen Sowjetsozialismus immer nur dann in Bewegung setzte, wenn die Herrschenden ihren Diskurs änderten<sup>2</sup>, empirisch nicht zu halten ist. Die in der Untersuchung zitierten Gründe derjenigen, die sich für eine Alternative zum Sowjetsozialismus engagierten, lenken den Blick auf ein weiteres methodisch-konzeptionelles Problem. Anlass zu diesem Engagement war neben gesellschaftspolitischen Überlegungen oft das Gefühl, nicht so recht zu wissen, was mit der Welt und einem selbst geschieht. Das ist modernen Gesellschaften nicht fremd und bietet einen Ansatzpunkt zum Systemvergleich, der in der tschechischen Literatur schon hier und da geführt wurde. Insgesamt aber steht dem systematischen Vergleich immer noch die Exotisierung des Sowjetsystems entgegen, deutlich abzulesen vor allem an der Genugtuung darüber, dass man nach 1989 auf den „eigentlichen Pfad“ der Geschichte zurückgekehrt sei.

Moosburg

Peter Heumos

<sup>2</sup> Vgl. MICHAL PULLMANN: Konec experimentu. Přestavba a pád komunismu v Československu [Das Ende des Experiments. Umbau und Fall des Kommunismus in der Tschechoslowakei], Praha 2011.

**Jugend in der Tschechoslowakei.** Konzepte und Lebenswelten (1918-1989). Hrsg. von Christiane Brenner, Karl Braun und Tomáš Kasper. (Bad Wiesseer Tagungen des Collegiums Carolinum, Bd. 36.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2016. VI, 464 S., Ill. ISBN 978-3-525-37311-8. (€ 70,-)

**Kirsten Gerland: Politische Jugend im Umbruch von 1988/89.** Generationelle Dynamik in der DDR und der Volksrepublik Polen. (Göttinger Studien zur Generationsforschung, Bd. 22.) Wallstein. Göttingen 2016. 432 S. ISBN 978-3-8353-1849-6. (€ 39,90.)

Das Verhältnis von Generationen und sozialem Wandel erfasste Karl Mannheim mit dem Begriff „Generationszusammenhang“. Demnach sind die Generationen weder als rein biologische Gleichartigkeit noch als Abfolge natürlicher Generationen zu verstehen, sondern als ein Zusammentreffen historischer Ereignisse und biografischer Erlebnisse. Damit ist eine subjektive individuelle Selbstverortung in den Kontexten der Zeit gemeint, von welchen die Akteure umgeben sind und in welchen sie Erfahrungen sammeln.

Dem Thema „Jugend“ als Generationszusammenhang widmen sich zwei neue Publikationen, in denen die Generationalität als zeitgebundene Erfahrungskategorie verwendet wird. Es handelt sich um einen von Christiane Brenner, Karl Braun und Tomáš Kasper herausgegebenen Sammelband sowie um Kirsten Gerlands Dissertationsschrift.

Der Sammelband *Jugend in der Tschechoslowakei* entstand als Resultat der Jahrestagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee im Jahre 2013 zum Thema „Jugend im 20. Jahrhundert“. Das Buch präsentiert somit neueste alltags- und kulturgeschichtliche Forschungsarbeiten, die sich vorwiegend auf die Jugendbewegungen und -organisationen sowie auf die staatliche Jugendpolitik und -fürsorge der verschiedenen politischen Systeme konzentrieren, welche die böhmischen Länder während des 20. Jh. durchliefen. Es ist in fünf Kapitel unterteilt, welche die Chronologie 1918-1989 weitgehend berücksichtigen und Jugend im Kontext von Staat und Nation (Kap. 1), der Ersten Tschechoslowakischen Republik (Kap. 2), der Erziehung und Fürsorge (Kap. 3), der Zeit des Sozialismus (Kap. 4) sowie der jugendlichen Alltags- und Gegenkulturen (Kap. 5) thematisieren.

Die Geschichte der böhmischen Länder lässt sich als eine kontinuierliche Diskontinuität mit zahlreichen Zäsuren und Umbrüchen, die jeweils völlig neue gesellschaftliche Formationen schufen, beschreiben. Die Beiträge des Sammelbands veranschaulichen, dass zu den wichtigen Zäsuren, die als generationelle Einschnitte wirkten, zunächst der Beginn des Ersten Weltkriegs sowie als dessen Folge das Jahr 1918 mit der Gründung der Ersten Tschechoslowakischen Republik, die 1938 mit dem Münchener Abkommen sowie 1939 mit der Errichtung des Protektorats endete, gehörten. Diese historischen Ereignisse bewirkten bei der Jugend einen Bedeutungszuwachs der Nationalitätenfrage. Die Erste Tschechoslowakische Republik als ein demokratischer und pluralistischer Staat brachte sowohl eine politische als auch ethnische Vielfalt mit sich. Diese spiegelte sich in den Jugendbewegungen wider, die in ethnischer Hinsicht von deutschen über tschechische bis hin zu jüdischen sowie politisch von bürgerlichen, national-konservativen über katholische bis hin zu sozialistischen Strömungen reichten. Dabei verband alle Gruppierungen das Streben nach Selbstbestimmung sowie auch, angesichts einer als krisenhaft wahrgenommenen Stimmung, der Wunsch, eine neue Gesellschaft zu schaffen. Bis zum Kriegsende erlebten die Jugendlichen, diversen Nationalitäten und Ethnien angehörig, die historischen Ereignisse zwar in unterschiedlicher Weise, als Begünstigung oder als Deklassierung. Während die Jugendlichen diese Ereignisse distanzierter erlebten als die vorangegangene(n) Generation(en), knüpften ihre Erfahrungen, durch die nationale, ethische, politische Gruppenzugehörigkeit bedingt, dennoch an das Gefühl einer Begünstigung oder Benachteiligung der älteren Generationen an. In starkem Kontrast zu dem weitreichenden Pluralismus, der die Jugend dieser Zeit prägte, steht die Nachkriegszeit, die aufgrund der Vertreibung der Sudetendeutschen und der Ermordung der jüdischen Bevölkerung während des Krieges von ethnischer Homogenisierung geprägt war.

Hinsichtlich der politischen Traditionen sowie der bürgerlichen Werte und Moralvorstellungen des Landes bestanden auch nach 1945 starke Kontinuitäten zur Vorkriegszeit, mit denen erst die Jugend der 1960er Jahre brach, die vollständig in der neuen „sozialistischen“ Gesellschaft sozialisiert worden war. Diese Jugendlichen bewegten sich zwischen Konflikt und Konformität und versuchten ihre Erwartungen ausschließlich im Rahmen der bestehenden politischen, gesellschaftlichen, ökonomischen und kulturellen Ordnung zu erfüllen. Ihnen warfen jedoch die Älteren, die als Angehörige der um 1925 geborenen Generation zunächst größtenteils den Sozialismus begrüßt, aber durch den Stalinismus dann die Hoffnung auf ihn verloren hatten, vor, eine „liberale“ Haltung und kleinbürgerliche Moral zu vertreten, was zu einem Generationenkonflikt führte. Trotzdem unterstützten sie das Experiment des „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ gemeinsam mit der Jugend der 1940er und 1950er sowie auch der 1960er Jahre. Letztere stimmte dem Sozialismus zwar zu, erachtete aber Reformen als notwendig. Diese positive Einstellung endete jedoch in Ernüchterung: Die Besetzung der ČSSR durch die Truppen des Warschauer Paktes 1968 sowie die nachfolgende Normalisierung prägten die um 1965 geborene Generation und führten durch die Beteiligung an den Ereignissen des Jahres 1989 zu der Erfahrung der „samtenen Revolution“ und der Beendigung des Machtmonopols der Kommunistischen Partei durch jene zuvor vom Sozialismus begeisterte Generation. Da die Beiträge sich vorwiegend auf die Organisation der Jugend von oben konzentrieren, bleiben die Erfahrungswelt

junger Menschen und deren individuelles Selbstverständnis leider weitgehend unbeachtet. Vielmehr bieten die Autoren eine Geschichte der Tschechoslowakei im 20. Jh. unter dem Aspekt der „Jugend“ und der jeweiligen historischen Kontexte. In diesem Sinne stellt das Buch eine interessante und wertvolle Darstellung der Komplexität der Geschichte des tschechoslowakischen Raumes aus der Perspektive der jungen Generation dar.

Demgegenüber richtet Kirsten Gerland den Blick auf die revolutionäre Jugend in der DDR und in Polen 1988/89 und versucht deren „generationelle Dynamik“ vergleichend zu analysieren. In ihrer Studie, die auf einer breiten Quellenbasis von Archivmaterial über Untergrundpresse bis hin zu Interviews basiert, untersucht die Autorin zum einen den Charakter und die politischen Ziele des Jugendaktivismus in den 1980er Jahren, zum anderen konzentriert sie sich auf die vergleichbaren generationellen Hintergründe dieser politischen Bewegungen. Dominieren unter den bisherigen Untersuchungen zu Wende und Transformationsprozess stark die ereignisspezifischen und politikgeschichtlich fokussierten Darstellungen, bietet die Autorin mit ihrer Arbeit und der generationenspezifischen Perspektive auf den Umbruch 1988/89 eine neue Herangehensweise. Die Ausgangsthese ihrer Arbeit bildet die Annahme, dass die Jugend den Transformationsprozess stark beeinflusste; wenn auch diese Erfahrung einer Gefühlsgemeinschaft nicht zwangsläufig in der späteren Generationenerzählung aufgegangen ist.

Die Studie, die in vier analytische Kapitel gegliedert ist, zeigt, dass es in Polen bereits seit Ende der 1970er Jahre eine junge Protestgeneration gab. Politisch umfasste sie von Anarchisten bis hin zu National-Konservativen verschiedenste Gruppierungen. Von den kommunistischen Machthabern wurde sie als illegal abgestempelt; selbst verortete sie sich in der Tradition der nationalromantischen Freiheitskämpfe und verstand sich als antikommunistische Bewegung, die das Land aus der kommunistischen Fremdherrschaft befreien sollte. Zudem definierte sie sich selbst als „generationelle Gemeinschaft“ (S. 7) und grenzte sich gegenüber den älteren Oppositionellen ab, indem sie deren Erfahrungsräume neu verhandelte und diese als generationenspezifische Charakteristika entwarf.

In der DDR gab es in den späten 1980er Jahren ebenfalls unabhängige Jugendorganisationen sowie eine generationelle Rhetorik. Im Gegensatz zu den polnischen Jugendlichen beanspruchte die DDR-Jugend jedoch für sich, nicht das kommunistische System zu bekämpfen, sondern die kommunistische Diktatur zu einem „demokratischen Sozialismus“ unter Beibehaltung der deutschen Zweistaatlichkeit zu reformieren. Dabei galt der Westen ebenfalls als Feind. Im Umbruch von 1988/89 agierte also in beiden Staaten eine Jugend, die eigene Gemeinschaften bildete und einen politischen Wandel erreichen wollte. Durch die Analyse wird veranschaulicht, dass es in Polen eine eigenständige politische Jugendgeneration gab und diese in der Selbst- und Fremddarstellung auch als Generation bis heute öffentlich präsent ist. Fraglich bleibt jedoch, ob in der DDR tatsächlich ein vergleichbares Phänomen existierte. Nach der Lektüre scheint es, dass die Jugend trotz ihrer Organisation in Verbänden und ihrer Teilnahme an den Transformationsprozessen keinen tatsächlichen Einfluss auf den politischen Wandel genommen hat und dass die oppositionellen Jugendvereinigungen keineswegs die friedliche Revolution initiierten. Dies erklärt auch, warum in der Erinnerungskultur an 1989 die Jugendopposition keine Rolle mehr spielt – ihre Ziele wurden offenbar nicht realisiert. Im Prozess der Wiedervereinigung verlor auch der Mythos der Jugend als gesellschaftsverändernde Kraft an Bedeutung, was die Autorin zu Recht betont.

Insgesamt erlauben beide Bücher einen neuen, weil generationensensiblen Blick auf die Geschichte des 20. Jh. in ihrer individuellen Selbstverortung in den historischen Kontexten im östlichen Europa. Fragen nach den Spezifika und Unterschieden von Jugend und Jugendbewegungen sowie nach deren Einfluss auf die jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklungen lassen sich so zum Teil beantworten.

München

Anna Pelka



**Benjamin Conrad: Loyalitäten, Identitäten und Interessen.** Deutsche Parlamentarier im Lettland und Polen der Zwischenkriegszeit. Mainz University Press – V&R unipress. Mainz – Göttingen 2016. 218 S., 18 Ill. ISBN 978-3-8471-0562-6. (€40,-)

After the end of the First World War the political landscape in Europe, especially in the Baltic Sea region and Eastern Europe, was vastly different from what it had been in 1914. A number of new states had come into existence and the power relationships between different ethnic groups, or nationalities, had dramatically changed. Benjamin Conrad takes a closer look at two such examples, namely the newly formed Latvian and Polish states and their respective German minorities, in his study of German members of parliament in Latvia and Poland during the interwar period.

The book's focus is on the loyalties, identities and fields of politics of the German members of parliament in Latvia and Poland and to what extent these changed over time. Using a type of source material that has not been overly utilized previously, namely shorthand minutes from the Latvian *Saeima* and the Polish *Sejm*, he provides new and detailed information. He also critically assesses what has previously been written in the field. C.'s full statistical analysis of all the shorthand minutes from both parliaments shows, among other things, the number of times German *Saeima* and *Sejm* members spoke before the parliament, which will undoubtedly make this book an important source of information for future researchers.

C. describes his work as a contribution to the research about the interwar period, but also hints that it could be seen as a contribution to the knowledge about Eastern Europe with regard to democracy, social history and nationalism (p. 12). Given the empirical findings presented, this is clearly achieved. However, the somewhat descriptive format, as well as a certain lack of historical background and context, probably makes the narrative difficult to follow for the uninitiated reader. This unfortunately makes the impact of this research somewhat limited in scope as it presupposes knowledge about the two empirical cases. For instance, a reader who is mainly interested in the problems facing democracy during the interwar period would find it difficult to understand the Latvian and Polish cases and therefore the value of C.'s contribution.

A more consistent dialogue with previous research would have been desirable. It is mostly done, and interestingly so, with regard to the Baltic Germans. An elaborated discussion relating the results to current research on other minority groups in Latvia and Poland, the majority population and their political representatives would have been interesting.<sup>1</sup> One would get a better understanding of the actions and strategies of the German members of parliament if they were more consistently related to the societal context.

C.'s comparative stance draws on a number of similarities between the German minorities in Latvia and Poland, such as the size of the groups, the unwanted affiliation to the new state, and their history as, or as part of, a ruling elite (p. 13). Nonetheless, there are also differences between the two German minorities: their historical connection to the area, and the proximity to or distance from the German state. The book would have benefited from a more in-depth discussion of these differences both generally and in connection to the results. This is done in some instances, for example in the case of the higher level of participation in parliamentary work among the Baltic Germans in Latvia, but could have been done more consistently. However, an interesting point is that the level of participation among the German *Sejm* members in Poland varied according to which part of Poland they came from (pp. 158-160).

C. presents a number of interesting results. The language question is especially fascinating as it highlights the issue of loyalties and identities. This was one of the fields of

---

<sup>1</sup> For example a number of contributions in ZVI GITELMAN (ed.): *The Emergence of Modern Jewish Politics. Bundism and Zionism in Eastern Europe*, Pittsburgh 2003, focuses on interwar Poland

politics that C. identifies, and was much more important for the Baltic Germans in Latvia than the Germans in Poland. The German *Saeima* members in Latvia could also, in contrast to their counterparts in Poland, speak in German before the parliament. They chose to exercise this right, even when symbolically it may have been prudent to use Latvian. Unlike the Russian *Saeima* members in Latvia, the Baltic Germans never made the symbolical gesture of declaring allegiance to the Latvian state before the parliament in the Latvian language.

Overall, the promised comparison falls somewhat short. The book consists of four parts: an introduction, two separate parts on each case, and a short final comparative discussion. Regrettably, the final part does not even count five full pages. Still, it has the beginnings of a fascinating analysis using Rogers Brubaker's *Triadic Nexus*. This opens up for a discussion not only about the relationship between a state and a minority group but also a second state's influence, in this case the German Reich (pp. 165-169).

C.'s very careful and conscientious empirical study gives very important and detailed information about the number of, and actions (or inactions) by, German members of parliament in Latvia and Poland during the interwar period. It will undoubtedly be of significant use to researchers interested in questions of democracy, minority rights, and nationalism in Latvia and Poland during the interwar period. But it will also in all probability inspire further research, since it creates such a stable and valuable point of departure.

Södertörn

Christina Douglas

**Dušan Janák, Zdeněk Jirásek: Z historie československých vystěhovaleckých družstev v Sovětském svazu 1923-1939.** [Aus der Geschichte ausgewanderter tschechoslowakischer Genossenschaften in der Sowjetunion 1923-1939.] Slezská univerzita v Opavě. Opava 2014. 241 S., Ill. ISBN 978-80-7510-038-2.

Die vorliegende Untersuchung zur Auswanderung tschechoslowakischer Genossenschaften in das sowjetische Russland analysiert einen eher seltenen Aspekt von Wanderungsbewegungen: die von den Regierungen des Herkunfts- wie des Aufnahmelandes gemeinsam geförderte, organisierte und von Anfang an auf klar definierte Formen der Erwerbstätigkeit gerichtete Migration. Für Prag sollte die Auswanderung von Genossenschaften nach Russland in den 1920er Jahren vor allem einen Beitrag zur Erschließung von Absatzmärkten des neuen Staates leisten. Moskaus Interesse an der Immigration tschechoslowakischer Genossenschaften (und an vergleichbaren Initiativen aus anderen Ländern) gründete darin, dass der Wiederaufbau der durch Revolution und Bürgerkrieg zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnisse und die Industrialisierung des Landes ausländischer Hilfe bedurften. Die Neue Ökonomische Politik (NEP) setzte daher im Zuge wirtschaftlicher Liberalisierung und der teilweisen Wiederherstellung von Marktbeziehungen auch auf Impulse, die von der Ansiedlung ausländischer gewerblich-industrieller und landwirtschaftlicher Musterbetriebe ausgehen sollten.

Der politische Aspekt der Einwanderung wurde in Moskau deutlich hervorgehoben, abzulesen etwa an den Verlautbarungen der Kommunistischen Internationale, die die werktätige Immigration als Akt des „proletarischen Internationalismus“ beim Aufbau des Sozialismus feierte. Auf der anderen Seite wollte sich die Prager Regierung bei allem Interesse an wirtschaftlichen Beziehungen zu Moskau nicht selbst eine ideologische Laus in den Pelz setzen und „bolschewistische Propaganda“ Vorschub leisten. Anträge auf Bewilligung einer Reise in das sowjetische Russland mussten nach 1922 ein langwieriges behördliches Verfahren durchlaufen, in das Polizei- und Verwaltungsorgane sowie das Außen-, Innen- und Sozialministerium eingeschaltet wurden. Ablehnungen betrafen dabei sehr oft diejenigen Antragsteller, die Mitglied der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KPTsch) waren.

Dieses restriktive Vorgehen wich allerdings immer stärker einer pragmatischen Handhabung des Problems, die den wirtschaftlichen Gesichtspunkt allen anderen Überlegungen vorordnete. Ernsthafte bürokratische Hindernisse hatte die Auswanderungsaktion nicht zu überwinden. Das gilt für den Formierungsprozess der fünf Genossenschaften in Mittelhöhen (Kladno und Prag), in den mährischen Regionen um Hodonín und in der Slowakei im Gebiet um Žilina; es gilt für die von den genossenschaftlichen Gründungsausschüssen geführten Verhandlungen mit den sowjetischen Behörden wie schließlich für die Organisation der Transporte, die zwischen 1923 und 1925 (mit Nachzüglertransporten bis 1932) nach Sowjetrußland abgingen. Insgesamt erreichte der kommunistische Einfluss nicht das Ausmaß, das die Literatur bislang unterstellt hat. Lokale kommunistische Organisationsmilieus spielten im Entstehungsprozess der Genossenschaften eine größere Rolle als höhere Parteiorgane. Die Parteispitze dämpfte den Elan der kleinen Funktionäre, indem sie von ihnen befürwortete Anträge der Genossenschafter auf Mitgliedschaft in der KP(T)sch nicht selten ablehnte.

Das sowjetrussische Kapitel der Emigration aus der Tschechoslowakei mag einem breiteren Publikum deshalb vertraut sein, weil zu einer der Familien, die mit der slowakischen Kommune *Interhelpe* im März 1925 nach Kirgisien ausreisten, der damals 14jährige Alexander Dubček gehörte. Vor dem Hintergrund der gesamten tschechoslowakischen Emigration zwischen beiden Weltkriegen erscheint den Autoren die Auswanderungsaktion im Ganzen jedoch nur als „Episode“, und in der Tat lag die Gesamtzahl der Migranten bei maximal 2700. Dass in diese „Episode“ ein beträchtlicher Forschungsaufwand investiert wird, erkennbar zuallererst an der Akribie, mit der die wechselvollen Schicksale einzelner Auswanderer nachgezeichnet werden, hat auch mit der Anbindung der Untersuchung an das Projekt der Aufarbeitung der Repressionen zu tun, denen tschechoslowakische Staatsbürger in der Sowjetunion 1918-1956 ausgesetzt waren.

Im Kern lässt sich die Studie allerdings nicht von einem politischen Erkenntnisinteresse leiten. Da die tschechoslowakischen Genossenschaften in Sowjetrußland nach kurzer Zeit durch Abwanderung und Rückkehr vieler Mitglieder in die Heimat zerfielen, lokale Arbeitskräfte die Abgewanderten ersetzten und die Kommunen in sowjetrussischen Betrieben aufgingen oder ganz verschwanden, steht die Frage nach den Gründen dieses Scheiterns im Vordergrund. Die über weite Passagen minutiöse alltagsgeschichtliche Darstellung dieses Verfallsprozesses ist in sich selbst ein aufschlussreicher Beitrag zur Thematik der gesellschaftlichen Integration.

Trotz der relativ hohen Pflichtanteile am Gemeinbesitz der Genossenschaft, die vor der Ausreise entrichtet werden mussten, standen alle Genossenschaften vor dem Problem des Kapitalmangels. Da ursprüngliche sowjetrussische Zusagen der finanziellen Unterstützung oft nicht eingehalten wurden, bedurfte es erheblicher Investitionen in die Gebäude, die den Auswanderern als Unterkunft oder Arbeitsstätte zugewiesen wurden. Allein Kosten dieser Art führten – bei geringer Bereitschaft der Behörden, mit Krediten auszuweichen – zur Auflösung und zum Untergang mancher Genossenschaften. Dass diese aufgrund der schlechten Ertragslage häufig keinen Lohn zahlten, bedingte von Anfang an Konflikte, da viele Genossenschafter – darunter vor allem Klein- und Mittelbauern – ihre Auswanderung mit der Perspektive individuellen wirtschaftlichen Erfolgs verknüpft hatten. Die Schärfe dieser Konflikte, bis hin zum Auseinanderbrechen der Genossenschaften, resultierte daraus, dass die kommunistischen Mitglieder zwar in fast allen Kommunen die Mehrheit besaßen, sich aber starken oppositionellen Gruppen gegenübersehen, die unter dem Einfluss der Sozialdemokraten und der nationalen Sozialisten standen. Bei der wegen der dürftigen wirtschaftlichen Ergebnisse unvermeidlichen Dauerdebatte über die zweckmäßigste Ausrichtung der Tätigkeit der Genossenschaften machte sich die Opposition zunutze, dass neben den gewerblich-industriellen auch die drei als „landwirtschaftliche“ Genossenschaften deklarierten Kommunen aufgrund der beruflichen Zusammensetzung ihrer Mitglieder (Handwerker, Ingenieure, Techniker, Facharbeiter) durchaus keine Bastionen der Unterschichten darstellten und konkrete Alternativen zur „proletarischen“ Praxis und Theorie anboten.

Versuche, die Tätigkeit der Genossenschaften am wirtschaftlichen Erfolg zu orientieren, trafen freilich in der lokalen Bevölkerung wie auch in den Behörden oft auf antikapitalistische Ressentiments, die sich gelegentlich in massiven Übergriffen auf die Genossenschaften niederschlugen. Erschwerend für die Integration der Einwanderer kam die Gängelung durch die Behörden hinzu, die oft grundsätzlich bezweifelten, dass die Genossenschaften aufgrund ihrer politischen Differenzierung langfristig zum Aufbau des Sozialismus beitragen würden. Korruption auf lokaler Ebene verhinderte andererseits häufig, dass Maßnahmen höherer Staatsorgane zugunsten der Genossenschaften (z. B. Lieferung von Maschinen) ihren Adressaten erreichten. Ein nach „oben“ abgeschottetes lokales Milieu dürfte jedoch nicht der entscheidende Grund für das Scheitern der Integration gewesen sein. Kulturell war dieses Milieu durchlässig, wie u. a. der problemlose Schulbesuch der Kinder der Einwanderer zeigt. Auffällig ist, dass die aus den Genossenschaften Abgewanderten, die in anderen Regionen Arbeit fanden, weniger hohe Eingangsbarrieren überwinden mussten. Die unter den Genossenschaftlern anfangs vorherrschende Auffassung, kollektiv sei die Integration in die sowjetrussische Gesellschaft besser zu bewältigen als individuell, scheint sich von daher nicht bestätigt zu haben.

Unter den hier nur angedeuteten gewichtigeren Gründen für die gescheiterte Integration sind schließlich die vielfältigen Formen der Verfolgung zu nennen. Sie reichten von Ausweisungen, Einlieferungen in Straf- und Arbeitslager und Haftstrafen bis hin zu vereinzelt Hinrichtungen und wurden meistens mit dem Verdacht auf „Spionage“ begründet. Die Frage nach den Folgewirkungen dieser Repressionen würde sich für die Masse der Literatur über Verfolgung unter kommunistischen Regimen von selbst beantworten. Es spricht für die vorliegende Untersuchung, dass sie diese Frage – statt ein weiteres Mal die antitotale Litanei herunterzubeten – unter Einbeziehung der Defizite der Prager Politik diskutiert. Der „pragmatische“ Kurs der Tschechoslowakei gegenüber Moskau führte, so die Autoren, zu einer grundsätzlichen Vernachlässigung des rechtlichen Schutzes der tschechischen und slowakischen Genossenschaftler, auch wenn die diplomatische Vertretung in Moskau bei der sowjetrussischen Regierung in diesem Punkt häufig intervenierte.

Dem Mainstream schließen sich Dušan Janák und Zdeněk Jirásek auch in einer zweiten Hinsicht nicht an. Während die Literatur die Gesellschaft unter dem Kommunismus in aller Regel als träge, formbare Masse ohne eigenes Gewicht und eigene Phantasie beschreibt, halten sich beide Vf. an die Erfahrung der Betroffenen. Erfahrung gilt der Literatur zumeist als niedrige Ebene geistiger Aktivität, bestenfalls als „Rohmaterial“ für elaboriertere intellektuelle Übungen.<sup>1</sup> Beide Autoren möchten dagegen den gesellschaftlichen Verhältnissen ein Gesicht geben, und das macht den Rückgriff auf Erfahrung unumgänglich. Daher lebt die Untersuchung von Geschichten wie dieser: Die Not veranlasst einen tschechischen Arbeiter, sich einer Genossenschaft anzuschließen, die ins sowjetische Russland auswandert. Dort werden seine Hoffnungen enttäuscht, er kehrt in die Tschechoslowakei zurück. Arbeitslosigkeit treibt ihn ein zweites Mal nach Russland. Die Genossenschaft nimmt ihn wieder auf, bricht aber bald danach zusammen.

Moosburg

Peter Heumos

<sup>1</sup> Deshalb sind Untersuchungen zur gesellschaftlichen Entwicklung unter dem Kommunismus, die an die individuellen und kollektiven Erfahrungen der Betroffenen anknüpfen, außerordentlich selten. Zu den wenigen Ausnahmen gehört ESZTER BARTHA: *Alienating Labour. Workers on the Road from Socialism to Capitalism in East Germany and Hungary*, New York – Oxford 2013.

**Daniel Brewing: Im Schatten von Auschwitz.** Deutsche Massaker an polnischen Zivilisten 1939-1945. (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg, Bd. 29.) WBG. Darmstadt 2016. 363 S. ISBN 978-3-534-26788-0 (€79,95.)

Bei dem zu besprechenden Buch handelt es sich um die gekürzte und überarbeitete Fassung von Daniel Brewings Dissertation, die Klaus-Michael Mallmann an der Universität Stuttgart betreut hat. Untersucht werden die deutschen Massaker an polnischen Zivilisten im Zweiten Weltkrieg. Das Buch ist in drei Teile gegliedert: Es beginnt mit der Vorge-schichte, den Feindbildern und der „Ordnung der Gewalt“ vor 1939, schildert dann die Gewaltexzesse im Kontext von Krieg und Besatzungspolitik und widmet sich schließlich dem Umgang mit den Ereignissen nach 1945. Als Quellen werden zeitgenössische Materialien sowie Nachkriegsdokumente (insbesondere die Berichte der Überlebenden und Gerichtsakten) aus deutschen, polnischen und amerikanischen Archiven herangezogen. In der Einleitung legt der Vf. seine Definitionen und Konzepte dar: Er betont zunächst, dass es nicht um die nationalsozialistische Vernichtungspolitik gegenüber den polnischen Juden gehe. Im Zentrum stehe vielmehr die Gewalt an der nichtjüdischen polnischen Zivilbevölkerung (insbesondere im Generalgouvernement). Allerdings wird nicht jegliche Form von Gewalt betrachtet, sondern vielmehr die Massaker. In bewusster Abgrenzung zu den Analyse-kategorien Terror und Genozid definiert der Vf. diese „als örtlich gebundene, eigendynamische Gewaltexzesse, die durch extrem asymmetrische Machtrelationen geprägt sind, in ihren Bedingungen der Möglichkeit und in ihrer Legitimierungsfähigkeit jedoch in vielfacher Weise spezifisch kontextabhängig sind“ (S. 16). Mit diesem methodischen Rüstzeug versehen geht die Untersuchung den Fragen nach, welche Bedingungen, Umstände und Konstel-lationen den Massakern zugrunde lagen, in welcher Akteurskonstellation sie stattfanden, wie die Praxis des Massakers aussah und welche Eskalationsmechanismen in ihnen wirkten. Zudem: Was sagt der feststellbare Überschuss an Gewalt über die Akteure aus? Und nicht zuletzt: Welche Faktoren prägten den gesellschaftlichen und politischen Umgang mit den Massakern nach Kriegsende?

Der erste Teil der Untersuchung liefert einen Überblick über die historische Entwick-lung des deutschen Polenbildes seit den Teilungen Polens im 18. Jh. Deutlich wird, dass sich vor allem durch die Kämpfe der deutschen Freikorps nach Ende des Ersten Weltkriegs die Überzeugung verfestigte, dass ein Krieg gegen Polen „keinesfalls innerhalb der Para-meter gewöhnlicher Waffengänge ausgefochten“ werden dürfe. Vielmehr erfordere die „besondere Hinterhältigkeit und rücksichtslose Gewaltbereitschaft ‚polnischer Banden‘ [...] die Ausdehnung der Zone erlaubter Gewalt“ (S. 57). An derartige Vorurteilmuster konnten die Nationalsozialisten nahtlos anknüpfen. So gelang es der NS-Propaganda auch problemlos, die nach dem Überfall der Wehrmacht auf Polen im September 1939 vereinzelt vorkommenden Ausschreitungen gegen Angehörige der deutschen Minderheit maßlos zu überzeichnen und als handlungsleitendes Feindbild wirksam werden zu lassen. Dies wird anhand des „Bromberger Blutsonntags“ exemplarisch gezeigt (vgl. S. 89-94), den die NS-Propaganda zu einem „nationalsozialistischen Erinnerungsort ‚polnischer Greuel‘ und ‚volksdeutschen Leidens‘“ (S. 319) stilisierte.

Der Hauptteil des Buches analysiert dann das brutale Vorgehen der deutschen Besatzer gegen polnische Zivilisten, die Gewaltexzesse der Massaker im Kontext von Krieg und Besatzungspolitik. Den Auftakt bildete die Ermordung der polnischen Intelligenz durch deutsche SS- und Polizeieinheiten. Rund 40 000 Menschen kamen dabei ums Leben. Den Besatzern galt diese Mordaktion als integraler Bestandteil der Eroberung Polens, als grundlegende Voraussetzung der Durchsetzung deutscher Herrschaft. Im Frühjahr 1940 verübten dann SS- und Polizeiverbände eine Reihe von Massakern im ländlichen Raum des Distrikts Radom. Sie ermordeten 927 Menschen, vor allem Männer. Es handelte sich dabei um eine erste Aktion zur Partisanenbekämpfung, wobei sich die propagierten Feind-bilder und eine reale Gefahr – nämlich durch die organisierte, wenn auch kleine polnische Partisanengruppe um den legendären Kavalleristen Henryk Dobrzanski (Hubal) – vermischten. Im Zusammenhang mit der sich 1942 radikalierenden NS-Vernichtungspolitik

gegenüber den Juden und den sowjetischen Kriegsgefangenen sowie der massenhaften Zwangsrekrutierung von Arbeitskräften ging der deutsche Sicherheitsapparat zur „Bandenbekämpfung“ über, die bald zu einem „alltäglichen Phänomen im ländlichen Raum“ wurde (S. 197). Nun zwangen die deutschen Truppen die polnische Bevölkerung zur Kooperation.

Bereits ein Jahr später zeichnete sich bei den deutschen Akteuren ein signifikanter Kontrollverlust ab, der in eine neue Gewaltspirale mündete und 1944 in die Bemühungen überging, die zunehmend labile Herrschaft irgendwie aufrechtzuerhalten. Dies führte freilich nicht zum Ende der Massaker. Vielmehr wurden sie fortgeführt, an ihnen nahmen auch, wie B. am Beispiel der „Aktion Sturmwind“ beschreibt, Einheiten der Wehrmacht teil, die Männer, Frauen und Kinder zu Tausenden niedermetzelten. Ein furchtbarer Höhepunkt wurde mit der Niederschlagung des Warschauer Aufstandes im Spätsommer und Herbst 1944 erreicht, der zum Tod von 150 000 bis 180 000 Menschen (davon 90 Prozent Zivilisten) führte. Die Dynamik der Gewalt beruhte dabei „im Kern auf einem Transfer jener Gewaltmethoden der Partisanenbekämpfung, die bislang auf den ländlichen Raum beschränkt waren, in ein urbanes Zentrum“ (S. 275). Der dritte und letzte Teil des Buches, ein knappes Kapitel von 20 Seiten, gibt einen Überblick über die Strafverfolgung der Massaker an den polnischen Zivilisten in Polen wie in Deutschland. In Anbetracht der geringen Zahl der Verfahren handelt es sich zumindest in Deutschland, so konstatiert der Vf. zu Recht, um eine „Geschichte des Scheiterns“ (S. 304).

Die Studie besticht durch eine klare Struktur und analytische Trennschärfe. Auf breiter Materialgrundlage wird das Geschehen erstmals in seiner ganzen Dimension untersucht. Dies gelingt nicht zuletzt dadurch, dass B. die chronologisch angelegten Kapitel durch Passagen ergänzt, die die Zusammenhänge zum Judenmord, zur Ausbeutung in der Landwirtschaft und zur Zwangsarbeit thematisieren. Dies ermöglicht die Einordnung und Kontextualisierung des Themas. Auch ist hervorzuheben, dass das Buch insgesamt gut geschrieben ist, sieht man von einigen zeitgeistigen Begriffen wie „Setting der Massaker“ (S. 41) oder „Lizenz zum Töten“ (S. 82) einmal ab.

Freiburg i. Br.

Karin Orth

**Melanie Hembera: Die Shoah im Distrikt Krakau.** Jüdisches Leben und deutsche Besatzung in Tarnów 1939-1945. (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart, Bd. 28.) WBG. Darmstadt 2016. 352 S., 10 Ill. ISBN 978-3-534-26786-6. (€89,95.)

Mit der Veröffentlichung ihrer überarbeiteten Heidelberger Dissertation von 2014 legt Melanie Hembera eine lokalhistorische Fallstudie zur Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung in Tarnów unter dem nationalsozialistischen Besatzungsregime vor. In dieser südpolnischen Kreisstadt, die vor Beginn des Krieges mehr als 55 000 Einwohner zählte, hatten die Juden einen ungewöhnlich großen Bevölkerungsanteil von 45 Prozent und unterschieden sich nicht nur religiös, sondern auch sprachlich, kulturell und in ihren sozioökonomischen Strukturen deutlich von der polnischen Umgebung. Nur wenige hundert dieser Juden überlebten die fünfjährige deutsche Besatzungsherrschaft.

Die Verfolgung und Ermordung der Tarnower Juden rekonstruiert H. auf einer sehr breiten Grundlage von Forschungsliteratur bis zum Erscheinungsjahr 2013 sowie Quellen aus deutschen, polnischen, US-amerikanischen und israelischen Archiven, Museen und Forschungsstätten. Den bisherigen Forschungsstand ergänzt sie wesentlich durch die konsequente Einbeziehung der jüdischen Perspektive, vor allem auf Basis von Selbstzeugnissen Überlebender und von wenigen überlieferten Akten jüdischer Institutionen, besonders der Jüdischen Sozialen Selbsthilfe. Neben zeitgenössischen Dokumenten und Selbstzeugnissen bilden die Ermittlungsakten der deutschen und polnischen Nachkriegsjustiz die dritte wichtige Quellengrundlage der Studie. Beigefügt sind zudem zehn bis auf eine Aus-

nahme zeitgenössische Fotografien, die aber lediglich illustrativen Zwecken dienen und nicht in die Analyse einbezogen werden.

In der chronologisch vom jüdischen Leben im Tarnów der Vorkriegszeit bis zur Ahndung der Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung Tarnóws nach dem Krieg gegliederten Studie nehmen die Kapitel zur „Entrechtung und Verfolgung“ sowie „Vernichtung“ den größten Teil der Darstellung ein. H. verdeutlicht hier die Besonderheiten der Situation in Tarnów, wo die Besatzer bis zum Beginn des Genozids im Juni 1942 noch keinen geschlossenen „jüdischen Wohnbezirk“ abgegrenzt hatten, was die Lage der örtlichen Juden zunächst etwas erträglicher machte. Sehr differenziert und jenseits einer schematischen deutsch-polnisch-jüdischen Täter-Zuschauer-Opfer-Trichotomie schildert H. neben den brutalen deutschen Raub- und Mordtaten etwa auch den Fall des Wiener Treuhand-Unternehmers Julius Madritsch, der durch geschicktes Taktieren Juden in seinen Textilbetrieben zu beschützen versuchte, was jedoch „eine absolute Ausnahme“ (S. 232) blieb, geht auf die Rolle der polnischen Polizei und des Baudienstes sowie von Denunzianten ein, die Helfersdienste bei der Verfolgung und Vernichtung leisteten, erwähnt aber auch die Erfahrungen von Juden, die vielfältige Hilfe von ihren polnischen Nachbarn erfuhren, und betrachtet die ambivalente Rolle von Judenrat und jüdischem Ordnungsdienst im Ghetto ebenso wie den jüdischen Widerstand gegen die deutschen Mordaktionen.

In ihrem Fazit stellt H. fest, dass die örtlichen deutschen Besatzungsinstitutionen zwar große Spielräume hatten, wie sie die ihnen vorgegebene Verfolgung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung verwirklichten, letztendlich jedoch das Täterhandeln im gesamten Generalgouvernement sich bei allen Abweichungen im Einzelnen ähnelte und in den gleichen Bahnen verlief. Auch die Überlebensstrategien und -chancen der Tarnower Juden gleichen bei allen lokalen Besonderheiten schließlich denen der übrigen polnischen Juden, so dass auch in Tarnów das jüdische Leben gegen Kriegsende nahezu vollständig ausgelöscht war. Auch was die Ahndung der Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung der Stadt angeht, stellt Tarnów keine Ausnahme dar: Neben sechs in den ersten Nachkriegsjahren in Polen verurteilten deutschen Tätern, davon vier zum Tode, erhielten die vier in der Bundesrepublik verurteilten Täter mit einer Ausnahme geringe Haftstrafen. Das Gros der Täter entging somit einer Bestrafung.

H. hat mit ihrer Studie zur Verfolgung und Ermordung der Tarnower Juden eine solide, umfassende, unpräzise und auch sprachlich gelungene Studie vorgelegt, die sich durchweg auf der Höhe der Forschung bewegt und diese durch wichtige Details ergänzt und weiter differenziert hat.

Halstenbek

Lars Jockheck

**Joanna Wojdon: White and Red Umbrella.** The Polish American Congress in the Cold War Era 1944-1988. Helena History Press. Budapest 2015. IX, 360 S., Ill. ISBN 978-1-943596-00-3. (€38,-)

In der polnischen Historiografie nimmt die Auseinandersetzung mit dem kulturellen und politischen Wirken polnischstämmiger Gemeinschaften im weltweiten Ausland traditionell einen hohen Stellenwert ein. Seit 1989 lagen die europäischen Zentren der politischen Kriegs- und Nachkriegsemigration lange im besonderen Fokus der Forschung. Dagegen entstanden Arbeiten zur polnischen Exilerfahrung jenseits des Atlantiks sowie zur Entwicklung des dort alteingesessenen Immigrantenmilieus nach 1945 fast ausschließlich in den USA und sind nach wie vor nur relativ selten. Die Breslauer Historikerin Joanna Wojdon gehörte zu den ersten, die sich in Polen mit dem amerikanischen Kapitel der Exil- und Polonia-Geschichte während und in der Folge des Zweiten Weltkriegs befasste. Mit zwei polnischsprachigen Bänden zur Geschichte des Polish American Congress (PAC) leistete sie 2005 und 2008 wesentliche Pionierarbeit zu den transatlantischen Dimensionen

des weltweiten auslandspolnischen Widerstandes gegen die sozialistische Nachkriegsordnung in Polen.<sup>1</sup> Seit 2015 liegen diese Forschungsergebnisse nun in einer einbändigen englischen Neufassung vor, welche die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des PAC als einer führenden Interessenvertretung der polnischstämmigen Gemeinschaft in den USA einer breiteren, internationalen Leserschaft erschließen möchte (S. vii).

Analog zu den beiden Vorgängerbänden liefert auch das neue Buch eine nahezu enzyklopädisch organisierte Dokumentation der Institutionengeschichte des PAC. Es gibt einen Überblick über seine Organisationsstrukturen und Lobbystrategien, porträtiert die tragenden Akteure in ihrem Alltagsgeschäft für den Verband und rekonstruiert dessen vielfältige Außenkontakte in die amerikanische und internationale Politik, zu Interessenvertretern anderer ethnischer Gruppen, zur Exilregierung in London und zu den erstarkenden Oppositionskreisen in der Volksrepublik. Im Untersuchungszeitraum orientiert sich W. weiterhin an den Amtszeiten der beiden ersten Vorsitzenden Karol Rozmarek (1944-1968) und Alojzy Mazewski (1968-1988), die nun zusammengeführt in einem Band – bei geringer Unschärfe – die im Untertitel genannte „Cold War Era“ umfassen. Anders als auch die metaphorische Bezeichnung des PAC im Haupttitel als „white and red umbrella“ suggeriert, beschränkt sich die Darstellung jedoch nicht auf dessen polenpolitisches Engagement gegen die europäische Nachkriegsordnung; wie schon in den polnischen Bänden findet der innenpolitische Einsatz des PAC für das Ansehen der Polonia in der US-amerikanischen Gesellschaft ebenso Berücksichtigung wie auch seine Beteiligung an der eigenen Traditionspflege der Community. Wenn *de facto* dennoch die „polnische Frage“ mehr Raum einnimmt als die „amerikanische Agenda“, dann verweist das auf einen zentralen Befund: Trotz nachhaltiger Skepsis gegenüber dem außenpolitischen Engagement amerikanischer Bürger im Dienst der „alten Heimat“ und ungeachtet des betonten Ringens um eine angemessene Repräsentation der eigenen Gemeinschaftsbelange vermochte der PAC stets in der Sorge um Polen die größeren Ressourcen an der Basis zu mobilisieren und auch nach Außen die stärkere Aufmerksamkeit zu erringen.

Es ist schade, dass es W. nicht besser gelingt, diesen und andere kennzeichnende Zusammenhänge im Wesen des PAC mehr in den Vordergrund zu stellen. Hauptursache dafür ist die unglückliche Kapitelstruktur des Buches, in der sich die beiden polnischen Vorgängerbände unverändert aneinanderreihen. Die Vf. behandelt damit die beiden Amtszeiten von Rozmarek und Mazewski nach wie vor separat, und der Leser sieht sich durchweg mit einer Doppelstruktur konfrontiert: Zwei Einführungskapitel zu historischen Kontexten und internen Organisationsstrukturen (I und VI), je zwei Kapitel zur polenpolitischen (II und IX) und inneramerikanischen Agenda (IV und VII), ja sogar zwei getrennte Resümées (V und Summary) lassen thematische Einheiten zwangsläufig auseinanderfallen. Offensichtlich wird dies, wo einzelne Episoden abrechnen und W. explizit auf die Fortführung in einem späteren Kapitel verweist (S. 126). Vor allem jedoch bedarf es eines gedanklichen Puzzlespiels, um den größeren Entwicklungspfad zu folgen, die sich eigentlich als übergeordnete Erzählstränge angeboten hätten: der kontinuierlichen Lockerung des PAC in seinem Verhältnis zu Polen, in der sich trotz konsequenter Ablehnung der Warschauer Staatsführung seit 1956 ein Sonderweg der auslandspolnischen Eliten in den USA abzeichnete; dem inneramerikanischen Rollenwechsel vom kompromisslos Jalta-kritischen Außenseiter hin zu einem willkommenen Mainstream-Akteur der amerikanischen *liberation policy*; oder auch dem ambivalenten Gegen- und Miteinander von alteingesessenen

<sup>1</sup> JOANNA WOJDON: W imieniu sześciu milionów ... Kongres Polonii Amerykańskiej w latach 1944-1968 [Im Namen von sechzig Millionen ... Der Polish American Congress in den Jahren 1944-1968], Toruń 2005; DIES.: W jedności siła. Kongres Polonii Amerykańskiej w latach 1968-1988 [In der Einheit liegt die Kraft. Der Polish American Congress in den Jahren 1968-1988], Toruń 2008.



Polonia-Eliten und Neuankömmlingen der Kriegs- und Nachkriegsemigration, das 1968 mit der Wahl eines Exilanten zum Vizevorsitzenden eine nachhaltige Wende erfuhr.

Angesichts des durchaus reichen Repertoires verfügbarer Narrationslinien erscheint es mitunter unglücklich, dass W. ihr Hauptaugenmerk auf die Frage nach dem politischen Durchsetzungsvermögen des PAC richtet. Zwar stellt sie überzeugend heraus, dass der Verband häufig hinter den eigenen Erwartungen zurückblieb und stets mit mangelnden Finanz- und Personalressourcen zu kämpfen hatte. Doch bei der eigentlichen Beurteilung, in welchem Umfang seine Lobbyanstrengungen tatsächlich Anteil an der Entscheidungsfindung der US-Politik hatten, muss die Vf. vage bleiben – wie sie mit „vielleicht“-Formulierungen (S. 202, 324) und teils auch explizit (S. 303, 317) selbst eingesteht. W. stößt hier an die Grenzen ihrer Quellenauswahl, die sich wesentlich auf Verbandsunterlagen und Nachlässe einzelner Funktionsträger konzentriert. Stichhaltige Aussagen vermag sie deshalb nur zur Innenperspektive des PAC zu treffen, nicht aber zu seiner Resonanz in Washington oder Warschau.

Irritierend bleibt schließlich, dass W. im Vorwort „new archival materials“ (S. vii) ankündigt und damit den Anspruch suggeriert, gegenüber den Vorgängerbänden Neues zu liefern. Wer diese Erwartungshaltung einnimmt, muss enttäuschend feststellen, dass die zusätzlich konsultierten Materialien (ein Vergleich der Bibliografien verrät, dass es sich um den Nachlass des langjährigen PAC-Vizevorsitzenden Kazimierz Łukomski und die Unterlagen des PAC-eigenen Assistance Committee for the Human Rights Movement in Poland handelt) im Buch kaum eine Rolle spielen. Nur dreimal lässt sich überhaupt ein Verweis auf sie ausmachen, wobei wenig bedeutsame Zusatzinformationen zum Zweitfund bereits zuvor genutzter Materialien (S. 263, Anm. 419; S. 310, Anm. 145) oder zu einer Gremienbezeichnung (S. 310, Anm. 146) geliefert werden.

*Summa summarum* wäre es sicherlich in jeder Hinsicht richtig und wichtig gewesen, das Buch als eine komprimierte Fassung der Vorgängerbände in englischer Übersetzung auszuweisen. Davon abgesehen sei W.s Geschichte des PAC jedem zu empfehlen, der sich abseits der bekannten Pfade mit der polnisch-amerikanischen Nachkriegsgeschichte befassen möchte und an den Entstehungs-, Funktions- und Wirkungsmechanismen ethnischen Lobbyismus im Kalten Krieg interessiert ist. Für den engeren Expertenkreis bleibt das Desiderat, an W.s Arbeit anzuknüpfen und die angerissenen Entwicklungslinien im Selbstverständnis und der politischen Positionierung des PAC analytisch zu vertiefen.

München

Sophie Straube

**Katarzyna Woniak: Verdrängen und Wiederentdecken.** Die Erinnerungskulturen in den west- und nordpolnischen Kleinstädten Labes und Flatow seit 1945. Eine vergleichende Studie. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 36.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2016. X, 419 S., 17 Ill. ISBN 978-3-87969-403-7. (€61,-)

Forschungen zur Erinnerungskultur im deutsch-polnischen Kontaktbereich boomen seit mehr als 20 Jahren. Als Höhepunkt dieser Entwicklung kann das fünfbändige Werk *Deutsch-Polnische Erinnerungsorte* gelten. In dem die Publikation ergänzenden interdisziplinären Lexikon *Modi Memorandi*, das nur auf Polnisch erschienen ist<sup>1</sup>, hat Woniak den Beitrag zur lokalen Erinnerung verfasst und damit ihre aus der hier zu besprechenden Dissertation gewonnene Expertise in das Großprojekt eingebracht.

Der Fokus auf das Lokale füllt nach der Rekonstruktion der Erinnerungskultur von Großstädten wie Danzig, Breslau, Bromberg oder Stettin tatsächlich eine Forschungslücke. W. hat sich dazu der Erinnerungskultur ihrer Heimatstadt Labes (Lobez) nach 1945 zugewandt und als Vergleichsobjekt das bereits durch Mathias Niendorf in den Fokus der deut-

<sup>1</sup> ROBERT TRABA, MAGDALENA SARYUSZ-WOLSKA (Hrsg.): *Modi memorandi. Leksykon kultury pamięci* [Lexikon der Erinnerungskultur], Warszawa 2014.

schen Historiografie gerückte Flatow (Złotów)<sup>2</sup> ausgewählt. Neben der Auswertung der lokalen Historiografie und der archivalischen Überlieferung der staatlichen Behörden auf unterschiedlichen Ebenen hat W. auch Schul- und Pfarreiarchive durchgesehen sowie in beiden Orten etwa zehn Bewohner befragt. Zur Rekonstruktion der Traditionspflege der ehemaligen deutschen Bewohner hat sie auch deren Sammlungen und Publikationen ausgewertet sowie ein Interview geführt. Wegen der in Kleinstädten geringeren Archivproduktion konnte sie dabei viel tiefer gehen als es bei vergleichbaren Forschungen zu Großstädten möglich wäre.

Die Einwohnerzahl Labes' erhöhte sich von den 1970er Jahren bis heute von 7 000 auf 11 000, in Flatow stieg dieser Wert von 11 000 auf 18 000. Die etwa 150 Kilometer voneinander entfernt im Nordwesten Polens gelegenen Kreisstädte gehörten bis 1945 zum Deutschen Reich. Im Unterschied zu Labes war Flatow jedoch bis 1772 Bestandteil Polens gewesen und verfügte über eine polnischsprachige autochthone Bevölkerung, sodass die historische Traditionspflege hier im Gegensatz zum bis 1945 praktisch nur von Deutschen bewohnten Labes eine völlig andere Grundlage hatte. In Flatow bestehende institutionelle und personelle Kontinuitäten gab es im ausschließlich von Neusiedlern bewohnten Labes nicht.

Vor diesem Hintergrund und aufgrund der größeren Bevölkerungszahl verwundert es nicht, dass die historische Traditionspflege in Flatow intensiver ausgeprägt war als in Labes. Dennoch fehlte es in beiden Kreisstädten an Institutionen, Personal und auch Geld, um eine größeren Städten vergleichbare Erinnerungskultur zu pflegen. Es mangelte lange Zeit an Publikationen, die historische Informationen bündelten und erinnerungskulturelle Aktivitäten anregen konnten. Der von oben verordnete „Tag der Befreiung“ (der Tag der Eroberung der Stadt durch sowjetisch-polnische Truppen 1945) blieb so jahrzehntelang der wichtigste historische Jahrestag. Ein Rote-Armee-Denkmal in Labes (1948) und ein Soldatendenkmal in Flatow (1951) verwiesen ebenfalls auf die polnisch-sowjetische Freundschaft. Parallel dazu gab es noch Überreste deutscher Denkmäler, deren endgültige Beseitigung nicht zu den Prioritäten der lokalen Gesellschaften gehörte. Der in Traugutt-Turm umbenannte Bismarckturm in Flatow verschwand so erst 1965. Erst die Feier des 700. bzw. 600. Geburtstags der beiden Kleinstädte in den 1970er Jahren brachte mehr Lokalkolorit in die ritualisierte Erinnerungskultur.

Wirklich einschneidende Veränderungen brachte erst das Ende der Volksrepublik Polen und die damit einhergehende geopolitische Umorientierung der staatlichen Stellen von der deutsch-sowjetischen zur deutsch-polnischen Freundschaft mit sich. Dies schlug sich auch in den ehemals deutschen Kleinstädten nieder, deren Erinnerungskultur seitdem zunehmend offen auf die deutsche Vergangenheit hinwies. Es zeigt sich jedoch, dass Labes hier offener war, zwei nach 1945 zerstörte Denkmäler (Roland, Turnvater Jahn) wieder errichtete und bereits 1993 einen deutsch-polnischen Gedenkstein aufstellte. W. erklärt dies mit der in Labes aufgrund der fehlenden polnischen Vergangenheit schwierigeren Identitätssuche der Bewohner. In Flatow steht dagegen wegen der Präsenz der Autochthonen der Kampf gegen die Germanisierung vor 1945 im Mittelpunkt der lokalen Erinnerungskultur, was eine Betonung der deutsch-polnischen Freundschaft erschwerte. Die Offenlegung und Kennzeichnung jüdischer Spuren in Flatow sieht W. vor diesem Hintergrund als Strategie an, eine multikulturelle anstatt nur deutsch-polnische Vergangenheit darzustellen.

Abschließend lässt sich sagen, dass vor allem der deskriptive Teil der Arbeit von W. überzeugt und neue Erkenntnisse mit sich bringt. Getrübt wird dies jedoch dadurch, dass der Text trotz aufwändigem Lektorat (S. X) immer noch zahlreiche sprachliche Unsauberheiten und Polonismen enthält. Selbst auf dem Buchrücken erfährt der Leser, dass die Studie die Analyse der Erinnerungskulturen „betrifft“ anstatt „behandelt“. Ärgerlich sind auch

<sup>2</sup> MATHIAS NIENDORF: *Minderheiten an der Grenze. Deutsche und Polen in den Kreisen Flatow (Złotów) und Zempelburg (Sępólno Krajeńskie) 1900-1939*, Wiesbaden 1997.

falsche Übersetzungen wie „Völkische Sportverbände“ (S. 28) für „Ludowe Zespolny Sportowe“, da in diesen sicherlich kein völkisches Gedankengut gepflegt wurde. Gleiches gilt für das Fehlen einer Karte, die dem Leser gezeigt hätte, wo genau Labes und Flatow eigentlich liegen. Inhaltlich bleibt zu bedauern, dass eine Analyse der Akteure im Gegensatz zur Ankündigung auf Seite 17 weitgehend ausbleibt. Stattdessen wird häufig auf „man“ (u. a. S. 66 f., 75) oder auch den „örtlichen Klerus“ (S. 95) verwiesen. Es bleibt daher weitgehend offen, wer die Akteure der Erinnerungskultur waren, welche Biografien sie hatten, welcher Generation sie angehörten etc. Da aber gerade in Kleinstädten eine Person den Unterschied ausmachen bzw. den Ton angeben kann – man denke hier nur an Zbigniew Czarnuch in Vietz (Witnica) –, ist dies mehr als nur zu bedauern. Ebenfalls fraglich bleibt, wie typisch Flatow für nordwestpolnische Kleinstädte mit einem polnischen Bevölkerungsanteil vor 1945 und der Zugehörigkeit zu Polen vor 1772 ist. Weitere Untersuchungen zu anderen Kleinstädten wie Schlochau (Człuchów), Deutsch Krone (Walcz) und Schönlanke (Trzcianka) wären daher sehr wünschenswert.

Bern

Stefan Dyroff

**Christopher Spatz: Ostpreußische Wolskinder.** Erfahrungsräume und Identitäten in der deutschen Nachkriegsgesellschaft. (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 35.) fibre. Osnabrück 2016. 239 S., Kt. ISBN 978-3-944870-40-3. (€29,80.)

Die vorliegende Dissertation wurde an der Humboldt-Universität Berlin von Ruth Leiserowitz betreut, die einst selbst mit einer Studie<sup>1</sup> zu Wolskindern hervorgetreten ist. Dabei handelte es sich um Kinder und Jugendliche aus dem nördlichen Ostpreußen, die zunächst nicht nach Westen flohen bzw. umgesiedelt wurden, sondern ihr Überleben selbstständig in der Region und im angrenzenden Litauen organisierten. Während sich Leiserowitz für die unmittelbare Nachkriegszeit und die Lebenswege der in Litauen verbliebenen Wolskinder interessierte, legt S. seinen Fokus auf die Identitätsbildung der Wolskinder und ihre „Rückwege in die deutsche Gesellschaft“ (S. 93 ff.). Das Schlüsselkonzept „Identität“ definiert S. mit Verweisen auf Aleida und Jan Assmann, Jürgen Straub und Astrid Erll, dabei unterstreicht er dessen Strukturcharakter und Zeitlichkeit sowie Unterschiede zwischen individueller und kollektiver Identität. Vor diesem Hintergrund formuliert S. drei leitende Thesen: Zum Ersten verfügten die Wolskinder über einen gemeinsamen Erfahrungsschatz aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, zum Zweiten wurde die Identitätsbildung vom Zeitpunkt ihrer Rückkehr in die deutsche Gesellschaft beeinflusst, und zum Dritten sei die Annahme einer kollektiven Identität kritisch zu hinterfragen, denn durch den Assimilationsdruck in Litauen sei ein Bekenntnis zu Gruppenidentität gemieden worden, sodass viele Wolskinder nach ihrer Rückkehr von einer „Erinnerungseinsamkeit“ (S. 10) umgeben seien.

Auf das Motiv der Erinnerungseinsamkeit kommt S. wiederholt zurück, denn im aktuellen Forschungsstand zu Flucht, Vertreibung und Kriegskindheiten sieht er die Wolskinder nicht angemessen kontextualisiert. Vor allem Publikationen zur Erinnerungskultur bewegten sich auf einem recht „dünnem Eis erforschter Ereignis-, Sozial- und Identitätsgeschichte“ (S. 17) und beachteten die regional sehr unterschiedlichen Schicksale zu wenig. Im Zentrum von S.' Quellenkorpus stehen 50 lebensgeschichtliche Interviews mit Wolskindern, darüber hinaus wurden zahlreiche deutsche Archivalien ausgewertet, u. a. der Ministerien des Äußeren und Inneren der Bundesrepublik und der DDR, die Suchkartei des Deutschen Roten Kreuzes oder Einzelfallakten des Grenzdurchgangslagers Friedland.

Im Hauptteil der Arbeit widmet sich S. durch das Prisma der lebensgeschichtlichen Interviews ausführlich den Erfahrungsräumen von Kindern im nördlichen Nachkriegsost-

<sup>1</sup> RUTH KIBELKA: Wolskinder. Grenzgänger an der Memel, Berlin 1996.

preußen. Hunger, Seuchen, sexuelle Gewalt und Tod führten demnach zu einem „Entheimungsprozess“ (S. 47) und einer „Implosion sämtlicher kindlicher Gewissheiten“ (S. 54). Das benachbarte Litauen wurde zu einem Ort der Lebensmittelsuche und des Überlebens, obwohl es selbst unter Deportationen und Sowjetisierungsmaßnahmen litt. S. unterscheidet fünf Typen von Wolfskindern: Pendlern, die ihre in Ostpreußen verbliebenen Angehörigen versorgten; Scheinwaisen, die getrennt von der Restfamilie für längere Zeit nach Litauen gingen; Adoptivkandidaten in litauischen Pflegefamilien; Arbeitskräfte am unteren Rand der sowjetlitauischen Gesellschaft; und schließlich Jugendliche, die eine stärker ausgeprägte deutsche Identität aufwiesen.

Entscheidende Wegmarken für die Wolfskinder seien die Rückkehrmöglichkeiten in die deutsche Gesellschaft gewesen, seit 1947 zunächst über Transporte in die SBZ bzw. DDR, und im Rahmen von Familienzusammenführungen dann auch nach Westdeutschland. Am Beispiel schulischer Fördermaßnahmen für die Wolfskinder kann S. zeigen, dass sowohl in humanistischen und konfessionellen Heimschulen in der Bundesrepublik als auch im sozialistischen Kinderheim Kyritz in Brandenburg geschützte Räume entstanden, die bei der Integration in die deutschen Nachkriegsgesellschaften wichtige Hilfe leisteten. Gänzlich anders gelagert war die Situation zu Beginn der 1990er Jahre. Während sich ehemalige Wolfskinder in Litauen zu einem „sozialen Outing als gebürtige Deutsche“ (S. 198) durchrang und Anträge auf Feststellung ihrer Staatsangehörigkeit stellten, bearbeiteten die Behörden der Bundesrepublik zur gleichen Zeit Anträge von hunderttausenden Spätaussiedlern und versuchten jegliche Präzedenzfälle zu vermeiden. S. sieht darin ein Symptom für die Schwierigkeiten der Wolfskinder mit der mittlerweile etablierten deutschen Erinnerungskultur. Es sei ihnen nur selten möglich, in Deutschland Zeugen für das Erlebte zu benennen, und mediale Erzählangebote, wie der 1991 ausgestrahlte Film *Wolfskinder*, hätten neue Missverständnisse geschaffen: Assoziiert wurde ein gemeinschaftliches Überleben jenseits der Zivilisation, während die eigentliche Erfahrung in der Anpassung an eine andere Gesellschaft und in der Lösung von der eigenen Gruppe lag.

An der Arbeit gibt es nur wenig kritisch zu bemerken. Einige Male bedient sich S. zu sehr der Sprache seiner Quellen, etwa wenn es den Wolfskindern nach ihrer Rückkehr gelungen sei, „sich geräuschlos in ihre neue Umgebung zu integrieren und vollwertige Mitglieder der Nachkriegsgesellschaften zu werden“ (S. 138, ähnlich S. 211, 212). Treffend ist die Diagnose einer „Diskrepanz von emotionaler Selbstverortung und transnationalen Prägungen“ (S. 206), doch wird auf diese transnationalen Prägungen eher wenig eingegangen.

Insgesamt ist S. eine inhaltlich und sprachlich höchst eindrucksvolle Analyse gelungen, die sich gerade auch vor dem Hintergrund gegenwärtiger Debatten und Forschungen zu Migration mit großem Gewinn liest. Am Untersuchungsgegenstand der Wolfskinder lassen sich nicht nur Fragen der Identität und Anerkennung studieren, sondern auch viele Facetten einer politischen Kulturgeschichte der Ausreise aus Osteuropa nach 1945. Diesem Band in der renommierten Reihe des DHI Warschau ist eine breite Aufmerksamkeit zu wünschen.

Braunschweig

Stephanie Zloch

**Verena Wasmuth: Tschechisches Glas.** Künstlerische Gestaltung im Sozialismus. (Studien zur Kunst, Bd. 35.) Böhlau Verlag. Köln u. a. 2016. 529 S., Ill. ISBN 978-3-412-50170-9. (€75,-)

Die Dissertation von Verena Wasmuth ist übersichtlich gegliedert in Kapitel zu dem historischen Standort der böhmischen bzw. tschechischen Glasindustrie, zum Einfluss der Planwirtschaft, zur Ausbildungssituation, zur sozialistischen Kulturpolitik und zum Ausstellungswesen in der Zeit des Sozialismus. Nach der Einführung in Thema, Forschungsstand und Methode nimmt W. im ersten Kapitel eine wichtige begriffliche Abgrenzung von „tschechischem“ und „böhmischem“ Glas vor (S. 29 f.), zumal es für Letzteres in der tschechischen Sprache gar keine Übersetzung gibt, aber dennoch in der deutsch- und eng-

lischsprachigen Literatur der Begriff „böhmisch“ oft für die historische Region verwendet wird.

Es folgt eine Beschreibung des Verhältnisses des künstlerischen Glasentwurfs zur tschechischen Industrie, auch in Abgrenzung zu der Situation in Italien und Nordeuropa, die sich im weiteren Verlauf der Publikation noch deutlicher erschließt. Im zweiten Kapitel geht es um die historischen Voraussetzungen, die zu der besonderen Situation in Tschechien geführt haben. Kap. 2.1 und 2.2 schildern Herstellung und Handel bis in das 19. Jh., Kap. 2.3 insbesondere den Export von Glaserzeugnissen zu Beginn des 20. Jh. In Kap. 2.4 wird die „Glaskunstoffensive“ einiger Prager Glashersteller der Zwischenkriegszeit zur Herausbildung eines „nationalen Stils“ als tschechische Besonderheit thematisiert, in Kap. 2.5 Fachschulen, wichtige Lehrer und wiederum ihre Tätigkeit für die Glasindustrie. Kap. 2.6 analysiert den deutschen politischen Einfluss auf die Glasherstellung, insbesondere die ausschließliche Produktion für das Deutsche Reich nach der Okkupation 1938. In Kap. 2.7 geht es um die Vertreibung der deutschen Facharbeiter nach dem Krieg. Kap. 3 thematisiert den Einfluss von Planwirtschaft und sozialistischer Politik auf die Glasproduktion, die Verstaatlichung der Unternehmen und den Versuch, den Fachkräftemangel in den Griff zu bekommen. In Kap. 4 wird noch einmal ausführlich die Ausbildungssituation an den drei bedeutenden Glasfachschulen Kamenický Šenov, Nový Bor und Železný Brod sowie der Kunstgewerbehochschule in Prag mitsamt den staatlichen Förderungsmöglichkeiten behandelt.

Nach einem Zwischenfazit enthält Kap. 5 die Schlussfolgerungen aus den zuvor beschriebenen Gegebenheiten, die vor allem herausstellen, dass sich die Künstler nicht zwangsläufig der Planwirtschaft unterwarfen. Die politischen Einschränkungen seien bei der Glasgestaltung geringer gewesen als bei der freien Kunst, da sie als „nur dekorativ“ galt (S. 232, 245), obwohl die Nähe dieser beiden Bereiche in Tschechien größer war als in anderen europäischen Ländern. Erst später habe der Staat das Potenzial der Erzeugnisse als Exportprodukte, als Einnahmequelle für ausländische Devisen und als Aushängeschild erkannt. Interessant ist die Schilderung des sozialistischen Selbstbilds, das die Förderung von Kunst unabhängig von kommerziellen Interessen sah. Anders als bei der internationalen Studioglasbewegung seit den späten 1960er Jahren, die zwar stark vernetzt, aber von individuellen Künstlern geprägt war, wurde die Kollektivleistung der Gestalter als „Kulturarbeiter“ im Sozialismus hervorgehoben (S. 247, 280). In besonderem Maß gilt dies für die Glasgestaltung in architektonischem Zusammenhang, da es zahlreiche Aufträge für öffentliche Gebäude gab, die heute für kontroverse Diskussionen in der Denkmalpflege sorgen. Zu Recht hebt die Autorin die Bedeutung des Werks von Stanislav Libenský und Jaroslava Brychtová hervor. In Kap. 6 folgt eine Analyse der Musealisierung der tschechischen Glaskunst sowohl im Inland als auch im Zusammenhang mit internationalen Wettbewerben und Ausstellungen. Beschrieben werden auch die Bedingungen für Künstler im Hinblick auf die Teilnahme an solchen Veranstaltungen.

Was das Untersuchungsmaterial betrifft, gibt die Autorin an, dass die schriftlichen Quellen in den Archiven der staatlichen Institutionen nicht zugänglich gewesen seien, weshalb neben dem Literaturstudium die Zeitzeugenbefragung eine wichtige Rolle gespielt habe. Diese Methode sieht sie aufgrund der fehlenden Zuverlässigkeit von Erinnerungen selbst kritisch und hat daher die Informationen anhand anderer schriftlicher Quellen abgeglichen. Dennoch sind die ab Kap. 2.6 immer wieder in den Text eingestreuten Zitate mit zahlreichen biografischen Details bisweilen interessante Ergänzungen zu den Beschreibungen der historischen Gegebenheiten, auch wenn nicht an jeder Stelle klar wird, wie viele neue Erkenntnisse die Befragungen erbracht haben. Die intensive Recherche drückt sich in umfangreichen Anmerkungen mit vielen über den Text hinausgehenden Informationen aus.

Einige Originalobjekte und Rauminstallationens sind ergänzend abgebildet und werden hin und wieder im Text angesprochen, ohne jedoch ins Detail zu gehen, was konkrete gestalterische Entwicklungsströme, technische Fragen und kunsthistorische Einordnungen

betrifft. Dies ist aber auch nicht Aufgabe einer Dissertation der Geschichtswissenschaften. Für Wissenschaftler, die sich mit tschechischem Glas des 20. Jh. beschäftigen, gleich welcher Fachrichtung, ist die vorliegende Dissertation ein äußerst wertvolles Grundlagenwerk.  
Nürnberg Anja Kregeloh

**Katalin Deme: Jüdische Museen in Ostmitteleuropa.** Kontinuitäten – Brüche – Neuanfänge: Prag, Budapest, Bratislava (1993-2012). (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 133.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2016. X, 317 S. ISBN 978-3-525-37312-5. (€50,-)

„Es sieht zunächst aus wie eine flache sternartige Zwirrspule; [...] aus der Mitte des Sternes kommt ein kleines Querstäbchen hervor, und an dieses Stäbchen fügt sich dann im rechten Winkel noch eines.“ Dieses rätselhafte Gebilde mit menschlichen und dinglichen Eigenschaften namens „Odradek“ aus Kafkas Erzählung *Die Sorge des Hausvaters* dient Katalin Deme als Metapher für den Zustand der „innerlichen Zersplitterung und der Identitätsverhandlungen“ (S. 1) der drei von ihr untersuchten jüdischen Museen in Prag, Budapest und Bratislava. Die Kreatur des Odradek, der im Haus herumspukt und manchmal sogar spricht, sieht D. mit Walter Benjamin gesprochen „als die Form, die die Dinge annehmen, wenn sie in Vergessenheit geraten; die gestaltlos gewordene, fragmentarische Erinnerung an das Vergangene“ (ebenda). Eine erweiterte Deutung dieser Phantasiefigur zielt in Form eines Davidsterns den Buchdeckel ihres Werkes.

Das zu rezensierende Buch ist eine überarbeitete und in sieben Kapitel gegliederte Fassung einer 2013 an der Universität Aarhus eingereichten Dissertation. Die Autorin erläutert zunächst in der Einleitung Begriffsdefinitionen, Forschungsfrage und die Struktur der Arbeit. Dabei blickt sie über ihr eigenes Forschungsfeld hinaus und beschreibt anhand entsprechender Einrichtungen in Wien, Berlin und Paris die Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte jüdischer Museen in Europa von ihren Anfängen bis in die Gegenwart. D. geht vertiefend der Frage nach, „wie die jüdischen Museen in Prag, Budapest und Bratislava in ihren Ausstellungen sowie in ihren pädagogischen, kulturellen und wissenschaftlichen Aktivitäten in der Zeit nach dem Fall des Eisernen Vorhangs auf die Aufhebung der Kontrollmechanismen der sozialistischen Staatsstrukturen reagierten“ (S. 4). Diesem Ziel nähert sie sich mit einer strukturierten Gliederung und widmet den untersuchten drei jüdischen Museen je ein Kapitel.

D. beschreibt darin jeweils die ersten Museumsgründungen ab 1900 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. In den weiteren Abschnitten erforscht sie die Geschichte der Nachkriegsidentität, der veränderten musealen Darstellungsmuster in der Zeit um den Fall des Eisernen Vorhangs bis hin zu gegenwartsbezogenen Ausstellungsformen und beendet ihren zeitlichen Forschungsrahmen mit dem Jahr 2012. Jedes dieser drei Kapitel wird mit einem Abschnitt zur Thematisierung des Holocaust im jeweiligen Museumskonzept abgeschlossen.

Im Kapitel „Schlussbetrachtungen“ arbeitet D. die Unterschiede zwischen den drei Museen heraus. Einzig das Prager Jüdische Museum sei eng in internationale Netzwerke eingebunden. Dabei stehe es weniger in „direktem Kontakt zu seinem Ausstellungspublikum“, sondern sei vielmehr in „pädagogisch-didaktischen und wissenschaftlichen Projekten“ (S. 245) verankert. Der Holocaust würde darin wiederum „eher mittels sekundärerpädagogischer und wissenschaftlicher Aktivitäten als auf der unmittelbaren AusstellungsEbene aufgegriffen“ (S. 248). Dem Budapester Jüdischen Museum kommt gemäß D. „aufgrund seines unzeitgemäßen Präsentationskonzeptes und seiner fehlenden Kommunikationsstrategie“ (S. 246) in der ungarischen Gesellschaft eine untergeordnete Rolle zu. Zwar böte sich dort die Möglichkeit, in der Ausstellung auf eine gegenwärtig lebendige jüdische Gemeinschaft zu verweisen. Es wird darin laut D. jedoch ausschließlich auf die im Holocaust untergegangene jüdische Lebenswelt eingegangen. In Bratislava fungiere das Jüdische Museum wiederum als Scharnier zwischen Staat und jüdischer Gemeinde und unter-

liege daher in hohem Maße „identitätspolitischen Normalisierungstendenzen“. Noch stärker als in Prag oder Budapest würden dabei „interkulturelle und übernationale Aspekte der Juden in der Slowakei komplett ausgeblendet“ (S. 247). Anders als in Budapest und Prag sei der Holocaust hier jedoch didaktisch in die Dauerausstellung integriert und erfülle so eine aufklärerische Aufgabe.

Vom Rest des Buches abgekoppelt wirken die beiden abschließenden Kapitel „Ausblick“ und „Epilog: Raum und Gedächtnis“. Im Kapitel „Ausblick“ fordert D. die Verantwortlichen der jüdischen Museen in Prag, Budapest und Bratislava dazu auf, sich vom Nationalen zugunsten des Regionalen zu lösen und sich so aktuellen Museumsidentitäten anzunähern (beispielsweise durch eine gewissenhafte Provenienzforschung). Zudem plädiert sie für eine vertiefte Kooperation der drei Museumsinstitutionen, die sich der Verflechtungsgeschichte ihrer Länder bewusst werden sollten. Der abschließende „Epilog“ schließt an diese Forderungen in literarischer Form an und zeigt am Beispiel der von D. erfundenen Figur des „Herrn Blau“, dessen Leben mit Prag, Budapest und Bratislava verknüpft ist, dass diese drei Lebensräume nicht ausschließlich nach nationalen Prämissen interpretierbar sind.

D.'s Werk bietet einen guten Überblick über die Narrative, die auf die drei erforschten jüdischen Museen im Untersuchungszeitraum einwirkten. Bei der Beschreibung und Interpretation der an die Wende von 1989 anschließenden nationalen und regionalen Diskurse bleibt sie jedoch an der Oberfläche, lässt das 2014 in Warschau entstandene Museum POLIN zur Geschichte der polnischen Juden völlig unerwähnt und weicht unangenehmen Fragen aus. Damit verpasst sie die Chance, selbst den Diskurs zu erweitern und gesellschafts-politische Barrieren zu beseitigen.

Wien – St. Pölten

Wolfgang Gasser

*Preußenland und Preußen. Polyzentrik im Zentralstaat 1525-1945.* Hrsg. von Bernhart Jähni g, Jürgen Kloosterhuis und Wulf D. Wagner. (Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Bd. 29.) fibre. Osnabrück 2016. 532 S., Kt. ISBN 978-3-944870-52-6. (€ 58,-) – Im Mai 2014 veranstalteten die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung und das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz eine gemeinsame Tagung, die das Ziel verfolgte, aktuelle Forschung zu verschiedenen Teilaspekten der preußischen Geschichte zusammenzuführen. Daraus entstand der vorliegende Sammelband, zu dem im Nachhinein weitere Autorinnen und Autoren beigetragen haben. Wie bereits der Titel erkennen lässt, decken die einzelnen Beiträge eine zeitliche Spanne von mehr als 400 Jahren ab. Auch inhaltlich werden sehr unterschiedliche Themen ins Blickfeld genommen. Vorangestellt ist ein Überblicksvortrag von Bernhart Jähni g zur Entwicklung „von den mittelalterlichen Territorien zur werdenden Großmacht der frühen Neuzeit“. Anschließend sind 13 weitere Aufsätze vier verschiedenen Sektionen mit den weit gefassten Titeln „Landesherr und Staatsverwaltung“, „Wirtschafts- und Infrastrukturen“, „Residenzlandschaften“ und „Kulturpolitische Aspekte“ zugeordnet. Diese erwecken allerdings eher den Eindruck, als kleinster gemeinsamer Nenner für die zum Teil doch recht heterogenen Beiträge zu fungieren. Ein sehr nützlicher, von Wulf D. Wagner bearbeiteter Orts- und Personennamenindex rundet den Band ab. Wie bei Sammelbänden dieser Art häufig üblich, haben die Hrsg. ihren Beiträgerinnen und Beiträgern nur wenige inhaltliche Vorgaben gemacht. Ein roter Faden, eine übergreifende Fragestellung ist nicht recht erkennbar, das einende Band ist offenbar einzig die Beschäftigung mit preußischer Geschichte. Gleichwohl gibt es inhaltliche Schwerpunkte. So ist etwa die Universität Königsberg gleich in drei Beiträgen zentraler Untersuchungsgegenstand. Der ausführlichste stammt von Christian Tilitzki, der einen kulturpolitischen Vergleich mit der Technischen Hochschule Danzig im ersten Drittel des 20. Jh. vornimmt. Andere Zugänge wählen Joseph Kohnen, der die Albertus-Universität aus der Perspektive der lokalen Dichtertwelt der Kant-Zeit beleuchtet, sowie Manfred Komorowski, der in einem kurzen Beitrag die überlieferten Quellen zur Königsberger Studentenschaft im Zeitraum 1829-1921/22 vorstellt und diskutiert. Während einzelne, zum Teil sehr kurze Aufsätze ohne konkrete Quellen- und Literaturnachweise keinen weiterführenden wissenschaftlichen Anspruch erheben können, ragen einige andere Abhandlungen sowohl quantitativ als auch qualitativ deutlich heraus. So analysiert Lutz Oberdörfer in einem fast 120 Seiten [!] umfassenden Aufriss die industriell-wirtschaftliche Entwicklung der östlichen Provinzen des Deutschen Reiches vor dem Ersten Weltkrieg und berücksichtigt dabei insbesondere den Einfluss verschiedener Interessenverbände wie etwa des Verbandes Ostdeutscher Industrieller. Hervorzuheben ist darüber hinaus die ebenfalls umfangreiche Abhandlung von Wagner, der sich auf breiter Quellenbasis epochenübergreifend mit „Reisen zu den herzoglichen, kurfürstlichen und königlichen Jagd- und Lusthäusern im Preußenland“ beschäftigt. Der Aufsatz ist reich illustriert und vermittelt einen sehr anschaulichen Überblick über das Thema. Darüber hinaus sind u. a. Beiträge zur Neumark im 16. Jh., zu gutsherrlichen Züchtigungs- und Jurisdiktionspraktiken um 1750, zum staatlichen Bauwesen in der ersten Hälfte des 19. Jh., zur preußischen Ostbahn, zu Speisen und Konsum in den Residenzen des Großen Kurfürsten und schließlich zum Kulturkampf in den Ostprovinzen Bestandteile des Sammelbandes. Insgesamt entsteht vor dem inneren Auge des Rezensenten das Bild eines bunten Blumenstraußes, der einige sehr ansehnliche Bestandteile enthält und besonders damit die Forschung zur preußischen Geschichte bereichert.

Rostock

Stefan Kroll

*Eduard Mühle: Die Slaven im Mittelalter. (Das mittelalterliche Jahrtausend, Bd. 4.) De Gruyter. Berlin 2016. 50 S., Kt. ISBN 978-3-11-048814-2. (€ 14,95.)* – Die Anfänge und die früheste Geschichte des slavischen Volkstums gehören bekanntlich zu den am wenigsten sichtbaren Feldern der frühen Geschichte Europas. Das weitgehende Fehlen schriftlicher Zeugnisse kann nur unzureichend durch z. B. archäologische oder sprachwissenschaftliche Quellen ausgeglichen werden. Außerwissenschaftliche (politische, ideologische) Faktoren erschwerten (insbesondere in der Vergangenheit) die einschlägige Forschung. Der beträchtliche Wissensfortschritt, der in den zurückliegenden Jahrzehnten erzielt werden konnte, machte nun eine aktuelle Forschungsbilanz erforderlich. Deswegen ist es sehr zu begrüßen, dass Eduard Mühle als erfahrener Kenner



der Geschichte des mittelalterlichen Polen die keineswegs einfache Aufgabe unternommen hat, auf nur 50 Druckseiten die Entwicklung der Kenntnisse und der Stereotype über die frühe Geschichte des Slaventums, beginnend mit ersten Quellenzeugnissen (Mitte des 6. Jh.), bis zur Entstehung dauerhafter slavischer politischer Strukturen am Anfang des 2. Jt. darzustellen. Als Leitfaden der Darstellung dient die strittige (und vielleicht unlösbare) Frage nach der Existenz oder Nichtexistenz einer realen (sprachlich-kulturellen oder ethnischen) Einheit der slavischen Welt, die, obwohl sie besonders im späteren Mittelalter vereinzelt auftauchte, weder bei den Slaven selbst noch bei ihren Nachbarn größere Bedeutung erlangte. Selbst die oft in den Quellen bezeugte allgemeine Terminologie (Sklabanoi, Sclavi, Saqāliba, Wenden), die eher die Ratlosigkeit der Autoren belegt, die über keine Einblicke in die tatsächliche Ausdifferenziertheit der slavischen Welt verfügten und sogar außer Stande waren, die Slaven aus der „barbarischen“ Welt auszusondern, sagt nichts über die realen Verhältnisse bei den Slaven aus. Nach einer sehr kurzen Einführung (I) erörtert M. systematisch (wenn auch natürlich synthetisch) die Slaven betreffenden Nachrichten und Meinungen byzantinischer (II), muslimischer (III), lateinischer (IV), hebräischer (V) und heimischer slavischer (VI) Autoren. Vier gut lesbare Karten erleichtern die Lektüre. Dank der außerordentlichen Vertrautheit des Vf. mit der vielsprachigen Quellengrundlage sowie der Sekundärliteratur kann diese knappe Darstellung nicht nur für die in der frühen Geschichte der Slaven nicht bewanderten und der slavischen Sprachen nicht mächtigen deutschen Historiker nützlich sein, sondern in ihrer komprimierten Form auch für Historiker aus den slavischen Ländern.

Poznań

Jerzy Strzelczyk